

Der Harz=Bote.

Amtliches Blatt der Stadt Elbingerode und Umgegend.

Erscheint wöchentlich zwei mal, Mittwochs und Sonnabends. — Abonnements-Preis vierteljährlich 1 Mark — durch die Kaiserliche Post bezogen 1 Mark 25 Pfg. Vorposten ober deren Raum 10 Pfg. nach Auswärts 15. — Anzeigen für die nächste Nummer werden in der Buchdruckerei in Elbingerode, in Berningrode bei D. Nager-Rein bis Montags und Donnerstags, abends 7 Uhr, angenommen.

Nr. 61.

Mittwoch, den 2. August

1893.

Bekanntmachung

betreffend die Anweisung, betreffend das Verfahren bei der Ausstellung und dem Umtausch, sowie bei der Erneuerung (Ersetzung) von Duittingstarken (§§ 101 ff. des Gesetzes, betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung, vom 22. Juni 1889, R. G. Bl. S. 97) vom 17. October 1890.

Der Absatz 2 von den Worten: „bleibt demgemäß ... bis ... zu machen“ und der Absatz 3 der Ziffer 6 der Anweisung vom 17. October 1890 wird aufgehoben und durch folgende Bestimmungen ersetzt:

„bleibt demgemäß die Zulässigkeit der Ausstellung zweifelhaft und lassen sich die Zweifel nicht alsbald beseitigen, so bleibt es dem Ermessen der Ausgabestelle überlassen, entweder die Ausstellung der Karte auszuweisen und der für ihren Bezirk zuständigen Versicherungsanstalt unter Mitteilung der die Zweifel begründenden Umstände Gelegenheit zur Aeußerung binnen einer kurz bemessenen Frist zu geben, oder die Karte auszustellen und der Versicherungsanstalt unter Mitteilung der Begebenheiten von der Ausstellung der Karte Kenntnis zu geben.“

Ist im ersten Falle die Versicherungsanstalt mit der Ausstellung der Karte einverstanden oder geht eine Aeußerung von ihr binnen der gesetzten Frist nicht ein, so hat die Ausgabestelle die Karte alsbald auszustellen.

Widerpricht dagegen die Versicherungsanstalt der Ausstellung, so ist die Sache in beiden Fällen als Streitigkeit im Sinne der §§ 122, 123 a. a. D. zu behandeln, kurzer Hand an die zur Entscheidung zuständige Verwaltungsbehörde abzugeben und die endgültige Entscheidung dieser Streitigkeit abzuwarten. Je nach dem Ergebnisse dieses Verfahrens ist die Ausstellung der Duittingstark, sofern sie noch nicht erfolgt war, vorzunehmen oder endgültig abzulehnen. War die Karte aber bereits ausgegeben, so ist nötigenfalls die Einziehung der Karte und die Vernichtung der verwendeten Marken nach Maßgabe des § 125 a. a. D. (vergl. Ziffer II 8 der Bekanntmachung vom 24. December 1891 Reichsgesetz-Bl. S. 399) zu veranlassen.

Wird die Ausstellung der Karte aus anderen Gründen als wegen bestehender Zweifel über die Versicherungs-pflicht oder über das Recht zur Selbstversicherung abgelehnt, so steht dem Antragsteller die Beschwerde im Auf-sichtswege zu.“

Berlin, den 14. Juni 1893.

Der Minister des Innern.

In Vertretung: für Handel und Gewerbe.
Braunbehrens. Im Auftrage:
Siefert.

Deutsch-russischer Handelsvertrag.

Es scheint nunmehr sicher zu sein, daß die russische Regierung ihren Maximaltarif am 1. August gegen Deutschland in Kraft setzen will. Damit würden sich natürlich die Ausfuhren auf den Absatz eines deutsch-russischen Handelsvertrages vorerst stark verringern. Der bisher geltende russische Tarif ist das Resultat fortgesetzter Zoll-erhöhungen, so daß unter seinem Einflusse die deutsche Ein-fuhr nach Russland seit einem Jahrzehnt fortwährend zurück-gegangen ist. Trotzdem hat Russland noch einen Maximal-tarif errichtet, der hohe Zuschläge auf die betreffenden Zölle enthält.

Mit Frankreich ist Russland kürzlich zu einem Ab-schluss gekommen, nach dem die bestehenden russischen Zölle in einer ziemlich beträchtlichen Anzahl von Positionen für Frankreich und andere mitteleuropäische Länder ermäßigt worden sind. Für einen Teil der Waren, auf die in dem russisch-französischen Vertrage die Zölle ermäßigt sind, hat Deutschland einen viel größeren Verkehr mit Russland, als Frankreich. Trotzdem kann unsere Regierung auf einen Vertrag, der dieselben russischen Zollermäßigungen wie der französische enthielte, nicht eingehen, weil erstens diese Ermäßigungen dem Grade nach sehr unbedeutend sind, namentlich wenn man die außerordentliche Höhe der Zoll-erhebungen des letzten Jahrzehnts betrachtet, und weil sich zweitens der deutsch-russische Warenverkehr in ganz anderen Verhältnissen vollzieht, als der französisch-russische. Russland führt sehr viel mehr Waren nach Deutschland, als Deutschland nach Russland ab. Deutschland ist der größte Abnehmer, den Russland für seine Waren besitzt.

Wenn Russland hierauf keine Rücksicht nimmt und glaubt, daß es mit Annahme eines Maximaltarifs Deutschland bestimmen könne, von seinen Gegenforderungen für Gewährung des deutschen Vertragszolls an Russland abzugehen, so erklärt sich dies zum Teil aus dem Irrtum, daß Deutschland wirtschaftlich von Russland abhängig ist und namentlich das russische Getreide für seinen Brod-be-darf nicht entbehren könnte. Die letzten Jahre, in denen russische Getreideausfuhrverordnungen bestanden, haben den Weizen geliefert, das unser Getreidebedarf, soweit wir ihn

nicht selber produzieren, mit Leichtigkeit aus den Vertrags-staaten, Oesterreich-Ungarn, Nordamerika, Rumänien u. dergleichen herbeiführen kann. Zollfreie sind immer mit wirtschaftlichen Nachteilen auf beiden Seiten verbunden; wir können aber nicht einem russischen Irrtum zu Liebe darauf verzichten, daß für unseren Vertragszoll entsprechende Kon-zeSSIONen von russischer Seite gemäht werden. Läßt es daher Russland auf einen Zollkrieg ankommen, so wird es erfahren, daß seine wirtschaftlichen Verhältnisse viel mehr als die deutschen zu einem günstigen Ausgange raten.

Der Zollkrieg.

Die deutsche Regierung hatte, wie man weiß, den aufrichtigen Wunsch, zu einem befriedigenden wirtschaftlichen Verhältnis zu Russland zu kommen. Sie hatte mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien, der Schweiz Handelsverträge abgeschlossen, die keinerlei Spitze gegen irgend-welchen anderen Staat hatten und deren Vergünstigungen jedermann gegen gleichwertige Zugeständnisse offen standen. In-folge dessen ging die deutsche Regierung im vorigen Jahre bereitwillig auf die Anregung Russlands ein, über einen deutsch-russischen Handelsvertrag zu verhandeln. Ebenfalls auf Wunsch Russlands wurden die deutschen Forderungen für die Gewährung der bereits an Oesterreich-Ungarn u. zugekauften ermäßigten Zölle (Vertragszoll) formuliert. Darauf antwortete Russland mit ganz ungenügenden Gegen-vorschlägen, die im Wesentlichen nur die geringen Er-mäßigungen in dem inzwischen von Russland an Frankreich gewährten Minimaltarif enthielten. Aber nicht nur das: der russische Finanzminister ließ an der Hand der deutschen Forderungen einen neuen Maximaltarif ausarbeiten, bei dem bestehenden Satze des schon unverändert hohen russischen Tarifs weiter mit Zuschlägen von 20 und 30 pCt. verfahren, und es wurde gedroht, diesen die deutsche Zufuhr vollends absperrenden Tarif in Kraft zu setzen, wenn sich die deutsche Regierung den russischen Wünschen nicht füge.

Die deutsche Regierung hat, nach sie nach diesem zum mindesten höchst unfreundlichen Verhalten thun möchte: sie nahm die Drohung nicht ruhig hin, sondern rühtete sich zu Gegenmaßnahmen. Zwar wird in einer Erklärung des russischen Regierungsbotsen gesagt, die Anwendung des neuen Maximaltarifs sei nötig wegen der un-günstigen Behandlung, die russische Waren in westlichen Staaten — nämlich Deutschland — genössen, und sie bezwecke nur, das ökonomische Gleichgewicht im internationalen Handel wieder herzustellen. Dies ist indessen ganz und gar nicht richtig; denn einmal erhebt Russland schon seit Jahren Differentialzölle zum Nachteil der deutschen Ausfuhr, was wir uns ruhig gefallen lassen, dann aber — und das ist die Hauptsache — haben wir doch nicht, als wir unsere Zölle für Vertragsstaaten ermäßigten, gleich-zeitig unseren allgemeinen Tarif gegen Russland erhöht. Das Gleichgewicht war schon hergestellt, als Russland anderen Staaten auf Grund von Handelsverträgen niedrigere Zölle gewährte. Statt sich damit zu begnügen, wird ein ganz neuer Maximaltarif gewissermaßen als Zwangsmittel in Kraft gesetzt.

Damit ist der wirtschaftliche Krieg erklärt, und alle angehenden deutschen Blätter find einzig darin, daß er mit Energie aufgenommen und durchgeführt werden muß, zumal da die Ausfuhren in diesem Kampfe für uns durchaus günstig stehen und Russland anscheinend nur durch die zeitweilige Erleichterung und Abperrung seiner dem Werte nach die deutsche Ausfuhr nach Russland um Doppelte übersteigenden Ausfuhr nach Deutschland, namentlich seines Ploggen- und Weizens, von seinem Grundirrtum überzeugt werden kann, daß wir wirtschaftlich von ihm abhängig seien und besonders sein Korn nicht entbehren könnten.

Wie in jedem Zollkrieg werden auch in diesem wirtschaftliche Interessen auf beiden Seiten zu leiden haben. Namentlich in unseren östlichen Provinzen und ihren Randgebieten sind vorübergehende Nachteile schwer zu vermeiden. Aber diese werden, wie zu erwarten ist, ohne nennenswerten Schaden hin genommen werden, in der patriotischen Erkenntnis, daß sich unsere Regierung zur Annahme des Zollkriegs geradezu gedrängt sieht und daß nur bei energischer Durchführung ein wirtschaftlicher Friede auf gerechter und geüblicher Basis zu erlangen ist.

Elbingerode, den 1. August.

* In der „Berl. An. Wochenchrift“ wird eine Kranken-gegeschichte von Vergiftung durch Säuererweiß mitgeteilt, die in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient. Es handelt sich dabei um eine Vergiftung von sechs Per-sonen einer Familie durch Genuß einer Puddingsoße, die aus dem etwa acht Tage aufbewahrten Säuererweiß, dessen Dotter anderweitig zur Verwendung gekommen waren, bereitet war. Schon bei dem Schlagen des Eiweiß zu Schaum war der etwas blaue Geruch und die trübe Farbe der sonst in einem reinen Glasgefäße an einem kühlen Orte aufbewahrt gewesenen Masse aufgefallen, die sich

außerdem durchaus nicht zu Schaum schlagen ließ. Durch Zugab von dem Eiweiß einiger frischen Eier war es indes der parlamen Gausfrau möglich auch die erste Portion so zu der Sauce zur Verwendung zu bringen. An dem Geschmacke fand sich durchaus keine Veränderung, jedoch die süße Spitze mit Genuß verkehrt wurde. Erst etwa 15 Stunden später traten indes bei allen den Mitgliedern der Familie, die weniger oder mehr von der Sauce genossen hatten, heftige Vergiftungserscheinungen auf, die sich in lähmungsartiger Schwäche der gesamten Muskulatur des Körpers, beschleunigter Herzthätigkeit, starkem Uebelstehen und so weiter kundgaben und erst nach energischer therapeutischer Einwirkung zum Schwinden kamen. Die Erscheinungen waren ganz ähnlich denen, die sich nach Wirtz-, Fleisch- und Fischvergiftungen zeigen, die zweifellos alleamt auf einer sauligen Zersetzung von Eiweißstoffen beruhen. Für die Hausfrauen liegt in diesem Falle ein Fingerzeig, die Sparmaßnahme nicht zu weit zu treiben und vor dem Gebrauch des zurückgestellten Eiweiß auf Farbe, Geruch und Dichtigkeit zu achten.

- (Eine Besteuerungsfrage.) Die Frage über die rechtliche Natur von Zinsgeldern in Bezug auf die Besteuerung ist nach den thatsächlichen Verhältnissen, unter welchen sie gezahlt und angenommen werden, zu beurteilen. Zinsgelder sind an und für sich allerdings freiwillig geleistete Geschenke, welche der Besteuerung nicht unterliegen. Insofern aber Kellner, Portiers in Gasthöfen und ähnliche Bedienstete nach den thatsächlich bestehenden Verhältnissen auf die Zinsgelder, welche ihnen von den Gästen u. s. w. herkömmlich gezahlt zu werden pflegen, als eine beständige Einkommensquelle neben dem verarbeiteten Lohn oder statt desselben angewiesen sind, ist die Anrechnung der Zinsgelder als steuerpflichtiges Einkommen nämlich als Verdienst der Gewerbegehilfen gerechtigt.

- (Eine wichtige Entscheidung für Hausbesitzer und Mieter.) Das Reichsgericht hat durch Urteil vom 1. Mai d. J. die früher von den Gerichten verschiednen beantwortete Frage, ob der Vermieter für rückständige Miete gegenüber der Wohnungskompetenzbehörden (§ 715 Z. P. D.) seines Schuldners ein Vorzugs- oder ein Zurückbehaltungsrecht habe, verneinend entschieden. Der Vermieter hat daher für den Mietzins auf die Kleinschulden, Betten, das Haus- und Küchengerät, auf die persönliche Ausübung des Berufs, soweit sie dem Schuldner für sich, seine Familie und sein Gewerbe unentbehrlich sind, kein Zugriffsrecht.

Bericht

über die Sitzung der Freien-Strasskammer I des Königl. Landgerichts zu Halberstadt, vom 26. Juni 1893.

Wegen einfachen und schweren Diebstahls im wiederholten Rückfalle wurde der Arbeiter Johannes Heuten-sleben aus Begeleben zu 1 Jahr Gefängnis und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 5 Jahre verurteilt, während sein Bruder, der Arbeiter August Heuten-sleben, wegen einfachen Diebstahls und Beihilfe mit 5 Monaten Gefängnis als Zusatzstrafe — und die verehelichte Dorothea Dammberg wegen Hehlerei mit 1 Woche Gefängnis be-straft, die Ehefrau Menschaugen, Louise geb. Schult, aber von der Anklage der Hehlerei freigesprochen wurden.

Der 17-jährige Arbeiter Martin Wieszgerzynski aus Ludowo wurde wegen schweren Diebstahls zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt.

Der Arbeiter Karl Warmholz von hier soll einen im wiederholten Rückfalle verübten schweren Diebstahl mit 1 Jahr Gefängnis sühnen.

Mit 4 Monaten Gefängnis wurde die Ehefrau des Knechts Hermann Rübiger, Marie geb. Dab aus Bledendorf wegen Diebstahls gestraft.

Am Abend des 29. Januar d. J. wurden die Arbeiter Gustav Frohwein und Franz Bachmann aus Duedlindorf in der hier genannter Stadt von Feldjagdbeamten beim Wildern abgefaßt. Als die Beamten den Frohwein offizieren wollten, sträubte sich derselbe dagegen, schimpfte auf die Beamten, bedrohte sie mit Todtschlag und warf mit Steinen nach ihnen. Das Urteil lautete gegen Bachmann auf 1 Woche Gefängnis und gegen Frohwein auf eine Gesamtstrafe von 1 Jahr und 5 Monaten Gefängnis, auch wurde auf Einziehung des beschlagnahmten Gewehres erkannt.

Wegen zweier im strafbaren Rückfalle verübter Diebstähle wurde der Knecht Hermann Künftner aus Horn-hausen zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt.

Wegen Nichtercheinens einer Feigin verlagte das Gericht die Verhandlung gegen den Beberfärber und Müller Ferdinand Gerblunge aus Wagedeburg wegen Diebstahls und Unterschlagung, nahm die ungehörigste Feigin in eine Geldstrafe von 50 Mark, an deren Stelle im Unvermögens-falle 10 Tage Haft treten sollen, legte ihre die Kosten des verurteilten Termins auf und beschloß ihre zwangsweise Durchführung zum nächsten Termine.

Politische Tageschau.

Deutsches Reich.

— **Se. Majestät der Kaiser** hat am Donnerstag Vormittag am Bord der „Dobrychollen“ die Reise nach England angetreten. Zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags passierte die Kaiserliche Yacht den kleinen Belt, und Freitag Nachmittag Stagen. Die Ankunft in Dover soll am Sonnabend gegen Mittag erfolgen.

— **Ihre Majestät die Kaiserin** unternahm am Donnerstag Nachmittag von Wilhelmshöhe aus mit sämtlichen Prinzen und der Prinzessin, zur Feier des Geburtstages des Prinzen Oskar eine Fahrt nach Schloss Wilhelmshöhe. Am Morgen hatte aus demselben Anlaß die Regimentsmusik des Infanterie-Regiments v. Wittich (3. Heffisches Nr. 88) vor dem Schlosse auf Wilhelmshöhe ein Ständchen gebracht.

— **Se. Majestät der Kaiser** trifft am 10. September in Karlsruhe ein, um den Manövern, welche zwischen dem 13. und 14. Armeekorps stattfinden, beizuwohnen.

Am Freitag Mittag trat das Staatsministerium zu einer Sitzung zusammen.

Dem „**Pamb. Korresp.**“ ist aus **Schierke** im Harz ein Bericht über die angeblich am 25. Juli erfolgte „Ankunft des Reichskanzlers in seiner Sommerfrische“ zugegangen. Demgegenüber teilt die „**Post**“ mit, daß **Graf v. Caprivi** Berlin bis zur Stunde noch nicht verlassen hat.

— Von **Emm. Wajcha**. Die „**Times**“ veröffentlicht einen Privatbrief des nach England unterwegs befindlichen Londoner Missionars **Swan**, datiert Karonga am 27. April. Derselbe heißt, er habe bereits gemeldet, daß **Emm. Wajcha** wurde durch **Silonga-Konga** im Oktober von **Said-bin-Abd**, dem Sohn eines alten am **Tanganika** ansässigen Sklavenhändlers, getötet und gefressen wurde. Er fügt bei: „Falls mein Brief verloren gegangen, wiederhole ich es.“ Mit dieser Meldung, meint die „**Ant. Ztg.**“, deckt sich zum Teil die von dem bekannten **Frater Stoles** hierher gelangte, daß **Emm. Wajcha** im Oktober nach **Wanyema** und dem **Kongo** abgereist und daß **Said-bin-Abd** mit ihm gezogen sei. **Silonga-Konga** wurde durch **Silavanzu** zerstört. Danach könne eben **Emm. Wajcha** im Spätherbst seinen Tod erlitten haben. „Er wäre sicherlich bei seinem damaligen Marsche mitten in die Kämpfe der Araber mit den kongolaischen Truppen gekommen und da würde eine Wiederholung nicht unwahrscheinlich erscheinen. Verwunderlich wäre es nur, daß die Beamten und Offiziere des Kongolais nicht eine Nachricht über den von Osten herandrückenden weißen **Wajcha** erfahren haben sollten. **Said-bin-Abd** soll übrigens, wie die letzten Berichte aus dem Kongolaislande melden, an der Spitze einer großen Streitmacht den Kampf gegen den Kongolais wieder aufgenommen haben, nachdem es schon geschehen, als sei der arabische Widerstand vollständig gebrochen. Gestift ist das große Abenteuer, ob **Emm. Wajcha** tot ist, auch jetzt nicht; alle Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, daß er ermordet wurde.“

— **Zur Reichsteuern-Reform** schreiben die „**B. P. N.**“ werden Ueberlieferungen und Materialangaben für einen mehrjährigen Zeitraum im voraus fixiert, so verleiht ein etwaiger Mehrertrag der Rölle und Steuern dem Reiche naturgemäß ebenso, wie es einen etwaigen Ausfall zu tragen haben würde. Für das Reich erwächst hieraus der große Vorteil, daß dadurch die Möglichkeit wenigstens einer außerordentlichen Schuldentilgung sich eröffnet. Denn die Schulden des Reichs sind sehr reich zu einer beträchtlichen Höhe zu liegen. Sie betragen nach dem Nennwerte rund 1850 Millionen M. und werden einschließlich der noch nicht realisierten Kredite aus dem laufenden Etat den Betrag von 2 Milliarden M. erreichen. Gleichwohl hat bisher keinerlei Schuldentilgung stattgefunden. Hier eine Aenderung eintreten zu lassen, ist ein dringendes Gebot solider Finanzwirtschaft. Die Möglichkeit dazu eröffnet sich, wenn an das Verbleiben der Mehreträge aus den der Kaufkraft Frankfurter unterliegenden Steuern in der Reichskasse die Bedingung geknüpft wird, daß sie, soweit sie nicht zur Deckung eines Rechnungsbefehrs notwendig sind, zur Schuldentilgung verwendet werden müssen. Freilich wird damit nur ein Anfang gemacht sein. Will man den Anforderungen solider Finanzwirtschaft genügen, so wird zu der außerordentlichen Schuldentilgung nach eine regelmäßige Amortisation hinzutreten müssen. Selbst bei so produktiven Anlagen, wie sie die preussischen Staatsbahnen sind, hat man eine regelmäßige Tilgung von 3/4 Proz. der Einzahlungskapitalsumme für notwendig erachtet, und den kommunalverwaltenden Kreisländern wird bei Anleihen für produktive Anlagen eine Amortisation von 1 Proz. bei solchen für minder produktive Anlagen eine noch höhere Amortisation zur Pflicht gemacht. Um so dringlicher ist es, auch im Reiche diesem Beispiele zu folgen und die Tilgungspflicht einzuführen. Würde bestimmt, daß 1 Proz. des Nennbetrages der Schuld und die erwarteten Zinsen alljährlich zur Tilgung verwendet werden müssen, so eröffnet sich die Aussicht auf eine sichere, allmähliche Beseitigung der Schulden und Zinslast, wie sie geboten ist, wenn nicht die Zukunft unter den auf sich abgewandten Lasten der Gegenwart erliegen soll.

— **Der Bundesrat** hat nach Mitteilung des Reichsanz. in seiner Sitzung vom 13. Juli d. J. beschlossen, den Bestimmungen über die Befreiung des zu landwirtschaftlichen und gewerblichen Zwecken bestimmten Salzes von der Salzabgabe, vom Jahre 1888 unter 3 ff r 2 Absatz 2 folgenden Satz hinzuzufügen: „Des Weiteren ist die Feuerzoll-Berabfolgung von denaturiertem Handelsalz zum Aufhauen von Eis und Schnee auf Straßen, Heilbädern, Straßen u. Bahnhöfen, in Abfall- und Dörröfen, Dölen (Wagstankeln) u. Wasserleitungsanlagen, zur Verteilung des Hauswässers u. des Grasenwässers insbesondere auch an Private, Anstalten und Gemeindevorstellungen, welche weder Gewerbe noch Landwirtschaft betreiben, zulässig.“

— Der „**Reichs- u. Staats-Anzeiger**“ veröffentlicht das Gesetz wegen **Aufhebung direkter Steuern** und das **Ergänzungssteuergesetz**, beide vom 14. Juli 1893.

— Der „**Reichs-Anzeiger**“ veröffentlicht das **deutsche-englische Abkommen** vom 25. Juli 1893 über die **Festsetzung der Grenze** der beiderseitigen Interessensphären in **Sierra Leone**. Für die Verhandlungen ist die auf Triangulationen gestützte Karte des englischen Vertreters Smith zu Grunde gelegt worden mit Hinzuziehung der vom Lieutenant J. E. Fromm unweit Wanga gemachten Vermessungen. Indes sollen zukünftige Berichtigungen von Irrtümern, falls solche sich für einer etwaigen Nachprüfung herausstellen sollten, beiderseitig vorbehalten bleiben.

Ausland.

— **Frankreich und Siam.** Die französische Regierung trifft Anstalten zur sofortigen Abwendung weiterer **1500 Fremdenlegionäre nach Ostasien**. Die Truppen in Cochinchina und Kamboja erhielten Befehl, in die anliegenden siamesischen Provinzen einzurücken. In Paris will man erfahren haben, daß die fremden Offiziere des siamesischen Heeres im Kriegsfall ihren Abschied verlangen würden. Uebrigens war Freitag in Paris das Gerücht verbreitet, es wäre Aussicht zu einer Verständigung zwischen Frankreich und Siam. Der siamesische Gesandte in Paris, der sich noch immer nicht zur Abreise rüftet, soll folgende Depesche von seiner Regierung erhalten haben: Was die Abtretung der unstrittigen und von Frankreich reklamierter Länderstrecken anlangt, so ist Siam geneigt, Frankreich neue Vorschläge zu unterbreiten unter Wahrung der Interessen Englands. — Nach einer Londoner Meldung wurde im siamesischen Streitfall zwischen **Großbritannien und Frankreich eine Einigung** erzielt, der zufolge Frankreich seinen Anspruch auf den oberen Mekong aufgibt, England das Vordringen Frankreichs am unteren Laufe des Flusses nicht beanstandet.

— Der „**Reit Parisien**“ meldet aus Petersburg: Der russische Vizekonsul in London hatte Auftrag erhalten, zu erklären, daß Rußland den franco-siamesischen Konflikt als eine lokale Frage ansieht und von den anderen Regierungen dieselbe Auffassung ermar. **Rußland wolle völlig neutral zusehen**, aber beim ersten Schritte, den irgend eine Macht zu Gunsten Siams unternähme, würde sich **Rußland sofort an Frankreichs Seite stellen**. — Dem **Russischen Bureau** wird aus Bangkok vom Freitag gemeldet, die französischen Kanonenboote hätten Donnerstag Abend die **Barre passiert** und würden sich Freitag bei der Insel **Kochiching** mit dem indochinesischen Geschwader unter dem Kommando **Gumanns** vereinigen. In der britischen Gesandtschaft zu Bangkok fand zwischen den Vertretern der auswärtigen Mächte, den fremden Konsuln und den Kommandanten der britischen und deutschen Kanonenboote eine Konferenz statt, um die **Coenualität einer Emeute seitens der Sinesen** zu erörtern. Es wurde beschlossen, die siamesische Regierung um militärische Beistand der Handelszentren zu bitten. — Nach einer Meldung der „**Daily News**“ aus Bangkok hat die **siamesische Regierung dem französischen Gesandten Pavie von neuem ein Schreiben überreicht**, in welchem das Bedauern über seine Abreise ausgesprochen und versichert wird, daß die Regierung nur den Frieden wolle. Unter den Europäern in Bangkok herrscht Besorgnis wegen der Möglichkeit des Ausbruchs von Unruhen. — Der „**Figaro**“ in Paris veröffentlicht eine Unterredung seines Berichterstatters mit dem Prinzen **Duonghac**, dem präsumptiven Thronfolger von Cambodja. Derselbe habe erklärt, im Jahre 1891 habe ihn der siamesische Minister des Auswärtigen schriftlich aufgefordert, eine **Erhebung gegen die Franzosen** ins Werk zu setzen; er, der Prinz, habe das Altkleid dem französischen Gesandten **Pavie** übergeben. Der Prinz beabsichtigt die Engländer, die Anstifter dieser Intrigen zu sein.

— **Großbritannien und Irland.** Ueber die Sitzung des Unterhauses am Freitag wird aus London gemeldet: Als **Chamberlain** kurz vor 10 Uhr bei der Beratung eines Amendements zu dem neuen Finanzparagrafen der Home-Rulebill energig gegen Gladstone das Wort führte, begrüßte ihn **laute Rufe „Jubas“** auf den Banken der Nationalisten. Als sodann der Vorsitzende sich erhob, um das Amendement zur Abstimmung zu bringen, erwiderten von so lauter, daß anfangs der Zweck dieser Rufe nicht zu erkennen war. Wie sich später herausstellte, wünschten einige Konservative, daß **F. P. O'Connor** das Wort „**Jubas**“ zurücklasse. Zwischen mehreren Nationalisten und Konservativen **entstand ein Faustkampf**, der nur mit Mühe unterbrochen werden konnte. **Weder Abgeordnete verließen das Haus mit blutgeschlagenem Gesicht.** Es war eine Scene ohne Beispiel in der bisherigen Geschichte des britischen Parlaments. Schließlich wurde der Sprecher in den Sitzungssaal gerufen, welcher zunächst O'Connor veranlaßt, sich zu entschuldigen und sodann das Haus aufordnete, den Zwischenfall zu vergessen und die weiteren Verhandlungen so zu führen, wie es der Ehre und den Traditionen des Hauses entspreche. Darauf wurde die Spezialdebatte der Home-Rulebill erledigt. — Im Unterhause teilte der Parlamentssekretär des Auswärtigen Grey mit, Lord Dufferin habe Donnerstag Nachmittag telegraphiert, der französische Minister Delleve habe erklärt, die Blockade beginne am 31. Juli. Ein späteres Telegramm aus Bangkok belege, die Blockade habe bereits am Mittwoch begonnen. Ein weiteres Telegramm aus Singapore laute, die Blockade sei mit dem Beginn am 27. d. Mts. angefangen; sich würde sich um die Mündung des Golfes von Siam erstrecken. Drei Tage werde den neutralen Schiffen das Laden und Auslaufen aus Bangkok gestattet. Die Regierung habe in Paris genaue Nachrichten verlangt. Gegenwärtig erwäge sie mit den Kronjuristen die Frage der Wirkung der Blockade hinsichtlich des neutralen Handels. Ferner erklärte Grey, die ostafrikanische Gesellschaft sei den besten und gewinnbringendsten Teil des ihr abgetretenen Gebietes zu wählen und den Rest aufzugeben; die Regierung erwäge diese Frage im Zusammenhang mit den Vorschlägen der Gesellschaft.

Kleine Nachrichten.

— **Explosion** in **Alton** rüstige Frage unter der Bevölkerung hervor. Befandig werden Teile unter den Trümmern hervorgerollt. In einem Umkreis von 500 Metern wurde Alles zermalmt. Deutliche Arbeiter sind getötet. Die Verlegung der Damer findet morgen statt. Die Entstehungsursache der Explosion ist noch unbekannt. — Im Laufe der Nacht ist bei dem Direktor einer Fabrik in **Enfival** bei **Lüttich** ein **Dynamitentat** verübt worden, durch welches ein beträchtlicher materieller Schaden verursacht worden ist. Ein der That verdächtiges Individuum ist verhaftet worden. — In **Bindo** in der Provinz **Coronna** in **Spanien** sind einige **choleraartige Erkrankungen** mit tödlichem Ausgange vorgekommen. — Wie verlautet, sind in **Smyna** einige **verdächtige Krankheitsfälle** vorgekommen. Die Krankheit soll durch ein französisches Schiff eingeschleppt worden sein. Dem Gesundheitsrat in Konstantinopel war gestern noch keine Mitteilung hierüber zugegangen. Die Schiffsgesellschaften nehmen keine Passagiere nach **Smyna** auf. — Durch eine **Pulverexplosion** wurden in **Hongkong** 400 Häuser zerstört, und fand eine große Anzahl Menschen bei der Katastrophe den Tod. — In der sinesischen Provinz **Schansi** herrscht eine **große Hungersnot**. Eltern verkaufen ihre Kinder, Tausende von Menschen liegen erschöpft auf den Straßen. Die Ueberlebenden beginnen bereits die Leichen zu verzehren. Wiederholt ist schon versucht worden, die Wiedererlangung der ausländischen Missionäre in **Brand** zu finden, da die Stimmung gegen die Ausländer eine äusserst erregte ist. — Auf der Straße zwischen **Petrotsch** und **Einlaing** in **Serbien** wurde eine **Rakete** von 22 Kaufleuten von **Näubern überfallen** und der **Rakete** 25,000 Franks geraubt. — Der spanische Dampfer „**San Juan**“, der **Hongkong** am 29. Juni verließ, wurde ein **Haub der Flammen**. Von 250 Passagieren sind 221 unrettbar. — In **Canton** verließ die **Gedächtnisfeier des 400-jährigen Bestehens der Buchdruckerei des Doblokers** glänzend. Die dabei gehaltenen Reden waren rein wissenschaftlicher Natur. — Aus **Malta** wird gemeldet: Das Kriegsergebnis erkannte, daß der **Untergang der „Victoria“** lediglich die Schuld des Admirals **Tryon** war; der Kapitän **Bonnie** und die übrigen Offiziere der „**Victoria**“ seien vorwurfsfrei. Das Gericht bedauert, daß **Marshall** nicht seine Pflicht ausgeführt hat, um eine Erklärung des Signals zu erlangen. Es laufe jedoch den Interessen der Marine zuwider, **Marshall** zu tadeln, weil er den Befehl des persönlich anwesenden Oberbefehlshabers ausgeführt hat. — Nach Berichten aus **Petersburg** hatte sich der Chef der Hauptgesundungsverwaltung **Geheimrat Galfen-Wraslki** dieser Tage nach **Nischni Nowgorod** begeben, um besondere Verfügungen über den Transport von **Arrestanten per Barke** zu treffen. Es war nämlich aus einer mit **Arrestanten** in **Bern** anlangenden **Barke der Ausbruch der Cholera konstatiert** worden und infolge dessen hatte der Gouverneur von **Nischni Nowgorod** an das Ministerium des Innern das Gesuch gerichtet, entweder den **Arrestantentransport** auf der **Wolga** zeitweilig ganz einzustellen oder eine strenge Sanitätsaufsicht bezüglich dieser Transporte einzuführen. Es ist nun dahin verfügt worden, daß keine Arrestantepartie mehr als 150 Personen stark sein darf und daß außerdem vor der Abfertigung der Arrestanten aus **Moskau** eine ärztliche Untersuchung derselben im G. S. G. und auf der Eisenbahnstation stattfinden hat.

Zur Tagesgeschichte.

— **Wien**, 28. Juli. Da die **Waldpreffe** hier sehr geschwiegen sind und sich viele wichtige Dokumenten darüber aufgelegt haben, so hat sich der Vorstand des hiesigen Bürgervereins bemogen gefühlt, eine auswärtige Belegschaft zu suchen. Es hat nun ein auswärtiger Beisitzer sich verbindlich gemacht, täglich ein großes Quantum Vollmacht für 14 Pfg. pro Liter als **Bahnhof Halberstadt** nach hier zu liefern. Die Milch würde morgens um 8 Uhr mit dem ersten Zug hier eintreffen und mit **Bahntransport** und **Autogelohren** hier 16 Pfg. pro Liter kosten.

— **Wasselsdorf**, 28. Juli. Heute Vormittag von 9 Uhr ab hielt das in **Wien** garnisonierende III. (Leib-) Bataillon **Preussisch-österreichischer Infanterie-Regiments Nr. 92** in dem nördlich von unser Stadt belegenen **Dreieck Wasselsdorf-Königsdorf-Neuwert** ein **gefechtssimuliertes** **Abteilungs** schießen mit scharfen Patronen ab. Nachmittags marschirten die Mannschaften wieder nach **Wien** zurück.

— **Erfurt**, 28. Juli. Der hiesige Bürgermeister **Ränge** hatte an den Oberregierungsrat v. **Tschoppe** einen Brief geschrieben, in welchem er mittelst, daß er von einer Strafe in Sachen des regierungserlässlichen **Hundes** Abstand nehmen wolle, ihn aber hiermit zum letzten Male verwarne. Dieser Brief der an und für sich recht wohlgemeint war, ist nun unglücklicher Weise in die Öffentlichkeit gekommen. Jetzt beabsichtigen sämtliche **Esfurter Hundebesitzer**, die ohne Verwarnung wegen **Uebertretung** des **Maulkorbzwanges** bestraft wurden, die **gezahlten Strafgebühren** zurückverlangen, weil sie der Ansicht sind, daß das, was einem **Oberregierungsrat** billig, gewöhnlichen **Erstlichen** recht sein sollte. Nicht minder fühlen sich andere **Uebertreter** anderer **Polizeiverordnungen** beschwert. Sie behaupten, daß **sein** **Mensch** **fi** **verwand** **habe** und daß der **Anzeige** **sofort** der **Strafzettel** **gefolgt** **sei**.

— **Bitter**, 28. Juli. Beim **Ausräumen** einer **Abortgrube** des hiesigen **Gasthofes „Zur Sonne“** sind drei **städtische** Arbeiter durch **Einatmen giftiger Gase** getötet. — In der **Gegend** von **Nürnberg** am **Duis** ist ein **Wolfsrud** niedergegangen, der großen Schaden angerichtet hat.

— **Giffhorn**, 28. Juli. Am 13. Juni gab der **Stifts** **Stanz Albert** **Herrlich** aus **Neudorf** bei **Giffhorn** in dem **Die** **Langjahren** **Vorstellungen** und **ließ** **am** **Schluf** **ein** **ein** **acht** **Fuß** **hohen** **aus** **Seidenpapier** **gestrickten** **Lust** **ballon** **fliegen** **in** **welchem** **h** **im** **unter** **Teile** **ein** **Spiritus** **flamme** **bestand**. **Der** **Ballon** **fiel** **in** **einer** **Höhe** **von** **30** **Fuß** **herab**, und **trug** **ergangener** **Warnung** **ließ** **Herrlich** **den** **Ballon** **nochmals** **steigen**. Dieser **flog** **gegen** **das** **Stroh** **daß**

des Köthner Hofenschen Wohnhauses, im Nu fand das Gebäude in Flammen, und wurden außerdem sechs weitere Gebäude in Asche gelegt. Die Strafammer zu Giebichen hat Gerechtigkeit zu vier Monaten Gefängnis verurteilt.

Goslar, 28. Juli. Eine Kunde durchläuft unsere Stadt, welche von der Bürgerfchaft gewiß mit althergebrachter Aufmerksamkeit aufgenommen wird; der langjährige städtische Oberförster Herr Neug hat dem Vernehmen nach am 1. October seine Dienstentlassung nachgesucht, um als Forst- und Regierungsrat in den Herzogl. anhaltischen Staatsdienst einzutreten.

Freiburg, 28. Juli. Ein sonst im ganzen Harz selten oder vielleicht gänzlich vorkommendes Fest ist hier alljährlich im Juli an drei Tagen abgehalten, „Vierentanz“. Vergangenen Sonnabend zog in den späteren Nachmittagsstunden die frühe erwachene Jugend hinaus in das Holz und holte, wie alljährlich, mit Erlaubnis der Forstbehörde unter den Klängen eines Musikchors die Festbänke ein. Sodann wurden von den Frauen und Jungfrauen des Dorts bunte Bänder gesammelt, welche denn auch recht zahlreich eingingen; selbst die meisten hier anwesenden Sommerfrischlerinnen beteiligten sich durch Spenden dieser „bunten Gaben“. Unter den Bändern, deren einige mehrere Meter lang waren, konnte man recht hübsche erblicken. Nachdem nun die Krone der Bänke damit geschmückt war, wurde der Baum neben dem Tanzsaal aufgeschlagen. Am Sonntag und Montag verknügte man sich mit Tanz und fröhlichem Besamensein. Von der alten Sitte, daß der Oberin des schönsten Bandes seitens der jungen Frauen besondere Ehrenbezeugungen erwiesen wurden, ist man im Laufe der Jahre immer mehr abgekomen. Auch wurde das diesjährige Fest wegen des schlechten Ausfalls der Heuernte, der ungünstigen Geschäftslage und des theilweisen Arbeitsmangels auf zwei Tage beschränkt.

Wolfenbüttel, 28. Juli. Seit 3 Wochen ist der Viehhändler Albert Guehse von hier verschwunden, eine Frau mit einem acht Jahre alten Kinde und eine große Zahl betrübter Gläubiger hinterlassen. Den Angehörigen fehlt angeblich jede Spur über seinen jetzigen Aufenthaltsort, da er nicht die geringste Nachricht gegeben hat; doch wird vermutet, daß er mit einem Viehhändler aus Hannover nach Holland auf Zimmerweiden ausgedrückt ist. Recht zu bedauern sind die Angehörigen, da er die gesamte Mühlst. seiner Ehefrau im Betrage von 20,000 M. mitgenommen und seiner Frau noch nicht einmal etwas Haushaltungsgeld zurückgelassen hat. Bei höher soll die Summe sein, um welche er zahlreiche Deponenzen in hiesiger Gegend betrogen hat. Nach jeher Abreise machte er in den Tagesblättern bekannt, daß er in wenigen Tagen mit großen Transporten Vieh hier entresse, doch war hiermit nur eine Täuschung der Gläubiger beabsichtigt. Ueber die Beweggründe zu dieser flucht verlaunt nichts Bestimmtes.

Vom Harz, 28. Juli. Zur Jubelung der harzer Minotobacht, welche neuerer Zeit wegen ihrer großen Richtigkeit, nämlich ihre ausgezeichnete Warzfähigkeit bei Erreichung ferner Weiden in bergigem Terrain, ihre große Widerstandsfähigkeit gegen die Gebirgstemperatur gegen Krankheiten, ihre Milchertragfähigkeit und Warzfähigkeit, mit Recht soviel Freunde in maßgebenden landwirthschaftlichen Kreisen sich erworben, sind im letzten Jahrzehnt vorzugsweise angepflanzte bzw. durchgezüchtet worden: 1. Eine genaue Darstellung und Verbreitung der Kennzeichen; 2. sorgfältige Züchtung; 3. Prämiation der besten Muttertiere; 4. Prämiation ganzer Stämme; 5. Gründung lokaler Zuchtvereinigungen, und zwar letztere zu Sieber, Clausthal, Buntentode und El. Andreasberg. Bei diesen förderlichen Maßnahmen wird man verharren. Die angeregte Einführung eines Heerbuches für den ganzen Harz ist bei der jüngst hier stattgehabten Sommer-

versammlung des Ausschusses der königlichen Landwirtschaftsgesellschaft als kaum ausführbar erkannt. Bei der eingehenden Herdenbesichtigung im gesamten Oberharz dürfte die Herde zu Sieber als die qualitativ unzweifelhaft beste erkannt sein.

Frankfurt a. M., 29. Juli. Der Großherzog von Hessen zog sich vorgestern beim Tennisspiel auf dem Jagdschloß Wolfsgarten einen Riß der Gelenkkapsel am Beine zu.

Hannover, 29. Juli. In dem schon gebeliebenen Carne der Garnisonkrieger sind jetzt ebenfalls Entzündungen des Mauerwerks wahrgenommen worden. Der Eingangsbogen ist daher gänzlich zugemauert und der Aufmerksamkeitskreis noch weiter ausgedehnt worden.

Der hiesige Magistrat beschloß in seiner gestrigen Sitzung, den am Sonntag der Durchreise nach Kissingen hier eintreffenden Fürsten Bismarck auf dem Bahnhof zu begrüßen.

Hamburg, 28. Juli. Ueber die Wegschleppung eines großen Gelbgranates durch Diebe melde hiesige Blätter: Ein Einbruch, wie er kaum in freier Weise ausgeführt werden konnte, wurde nachts in dem Hause der Oefenapotheke am Neuh. Neuenweg verübt. Die Diebe überstiegen zunächst eine sieben Fuß hohe, den Hof umgebende Mauer, kletterten dann den im Schloße stehenden Schlüssel der Hausthür zurück und öffneten dann die Thür mittels Dietrichs. Die Meinung der Diebe muß gewesen sein, daß das Definnen des in dem hinter der Apotheke belegenen Zimmer befindlichen Gelbgranates zu viel Geräusch verursachen würde, weshalb sie sich zur Fortschaffung des schweren Gelbgranates entschlossen. Der Schranke wurde von den Verbrechern aus dem Zimmer nach dem Hof transportiert und dort mittels zweier Hebebäume über die Mauer geschafft. Von dem Hofe ist der Transport des Gelbgranates vermutlich mittels eines Fiehwagens beschafft worden. — In dem Schranke waren 4000 Mark in Gold und Papier vorhanden.

Emden, 27. Juli. Die „Ostfries. Ztg.“ schreibt: „Ein Kind in der Regenwasserbade!“ Dieses Not- und Wegeschrei erscholl gestern Abend um 9 Uhr herum hinter einem Hause in der Altstadt. Eine Menge Volks strömte herbei und man hörte auch deutlich aus der Tiefe hervor marzubringende Klagen. Es mußte geholfen werden, und zwar so rasch als möglich; bei der herrschenden Dunkelheit entfiel aber eine namenlose Verwirrung; endlich, nachdem der beste Rat, eine Leiter herbeizuführen, ausgeführt war, gelang es, nach mancherlei Beschwerden dieses Mittel zur Rettung in die Bade hinein zu zwängen, doch kaum hatte der untere Teil der Leiter das Wasser berührt, als das vermeintliche Kind pustend und prustend ohne jegliche fremde Hilfe die Stiegen emporfloss und mit einem Sprunge über den Badenrand hinwegsetzte, zum Schreden und — höchsten Ergötzen der versammelten Menge Volks! — Es war ein nicht schmerzhafter Kater! (Stürmische Heiterkeit). Das wunderherrliche Bild der Verblüffung möge man sich in Gedanken malen.

Polen, 28. Juli. In den russischen Orten Rajegowo, welche unmittelbar an der Landesgrenze (Kreis Jomraklan) liegen, sowie in mehreren dem Kreise Strelau benachbarten Distrikten Russisch-Polens sind nach amtlicher Meldung die schwarzen Auker ausgebrochen. Die antheiligen Vögel sind angewiesen, jeden Krankeitsfall zur Anzeige zu bringen.

Berlin, 29. Juli. Dem Bodeischen Reichsheroth zufolge hat der neue Reichstagsabgeordnete Prof. Dr. Förster sich auf Ehrenwort verpflichtet, sich der „Deutschen Reformpartei“ anzuschließen. Herr Dr. Förster trennte sich also von der deutsch-sozialen Partei.

Der bekannte antilemische Rechtsanwalt Hertwig ist in seiner Eigenschaft als Relevooffizier vom Kriegsgericht wegen Verletzung des Gehorsams zu drei

Monaten Festungshaft verurteilt. Gertwig war vom Bezirkskommando zur Berichterstattung über die breslauer Spielangelegenheit aufgefordert worden, ließ aber die Aufklärung unbeantwortet.

Zum Polizeiobersten und Kommandeur der Berliner Schutzmannschaft an Stelle des verstorbenen Polizei Obersten Paris ist, nach der „Post“, der Major Johann Grunau auserselben worden. Die Publikation der Ernennung dürfte in diesen Tagen erfolgen. Major Grunau ist aus seinem aktiven militärischen Verhältnis bereits ausgeschieden, es ist ihm mit Pension und der Erlaubnis zum Tragen der Uniform des Braunschweigischen Infanterieregiments Nr. 92 der Abschied bewilligt.

Das Grundstück des **Thomasheaters**, Alte Jakobstraße 30—32, wurde im Zwangsverfahren an Gerichtsstelle von den Gebrüdern Dürghard für 326 000 M. erworben. Die Erwerber waren die alleing. Kaufleute.

Ursula, 29. Juli. Die Baumwollspinnerei von Käthe u. Söhne in Ostrot bei Komotau ist durch einen Blitzschlag in Brand geraten.

Paris, 29. Juli. Aus Algerien werden von verschiedenen Orten heftige Erdbeben gemeldet, infolge deren die Einwohnerzahl auf freiem Felde kampiert.

Wien, 29. Juli. Wie der „Vol. Kor.“ aus Petersburg gemeldet wird, steht die Ernennung von russischen Konsuln in Belgrad und Raguzin demnächst bevor.

London, 29. Juli. Sämtliche Kohlenhändler der Distrikte Leeds, Normanton, Castleford und Althos werden heute Abend geschlossen; 20 000 Gleisleute werden dadurch beschäftigungslos.

Budapest, 29. Juli. Beim 13. Ujvaren-Regiment sind angeblich 26 Mann desertiert wegen der übermäßigen Strenge des Schwabronsches.

Paris, 29. Juli. Dem „Journal des Debats“ zufolge erließ der König von Siam einen Aufruf, in dem er die Bevölkerung von Bangkok auffordert Leben und Eigentum dabeizulassen wohnender Europäer zu achten. Die „Agence Havas“ teilt mit, daß die Klodade gegen die siamesischen Küsten von Montag ab in Wirksamkeit tritt.

Stockholm, 29. Juli. Die Erkrankungsfälle an den Boden in Starobors Letzn nehmen zu, alle bisher Erkrankten sind vom Lagerplatz auf Arvall zurückgekehrte Soldaten.

London, 29. Juli. Wie der „Standard“ aus Peking vom 27. d. Mts. meldet, würde die sinesische Regierung Einspruch erheben, falls die Franzosen in Siam über den 21. Breitengrad hinausgehen würden.

Petersburg, 29. Juli. Nachrichten aus dem Kaiserthum zufolge ist der Zustand des kranken Zarenthrons, Großfürsten Georg, sehr bedenklich. Der Kranke hatte in letzter Zeit wiederholt schwere Schwindelanfälle. Die Ärzte bestimmen die Abreise des Großfürsten nach Aigier.

London, 29. Juli. Einer Meldung des „Australischen Bureau“ aus Brisbane zufolge wurden die Salomonen Inseln auf Befehl der britischen Regierung öffentlich als unter britische Schutzherrschaft gesetzt erklärt.

London, 29. Juli. Wie hier verlautet, soll in dem hiesigen Streitfall zwischen Großbritannien und Frankreich eine Einigung erzielt worden sein, derzufolge Frankreich jeden Anspruch auf das obere Weltkonglomerat aufgibt, während England das Vordringen Frankreichs am unteren Lauf des Nils nicht beanstandet.

Neuhort, 29. Juli. In einzelnen Teilen des Staates Nebraska herrscht eine lokale Hitze. Die Weideplätze sind ausgetrocknet und das Vieh stirbt zu Tausenden.

New-York, 29. Juli. Die Hitze ist hier gestern auf 96° Fahrenheit (28 1/2° Reaumur) gestiegen; die Todesfälle durch Sonnenhitze mehren sich.

Carl Lange, Töpferstr. u. Ofensetzer, Goslar, Breitelstraße 37/38.



empfehlen sein Lager eine große Menge von feiner und farbiger Kacheln in verschiedenem Ornament, Schmelz- und Requisition als: **Eck-, Grund-, Gitter-, Mantel- und Kaminöfen**, sowie Ofen mit eisernen Unterlasten mit und ohne Koch-einrichtung in den bedürftigsten Konstellationen. **Kochherde und Gruben** von Stein mit und ohne Patentregulierung. **Badeeinrichtungen, Wand-, Becken- und Gruben**, Büchsen, Weidestellen etc. in einfacher oder doppelter Ausführung. Umgehung der Ofen und Herde, sowie Reparaturen und Kleinen derselben übernehme ich prompt und billig in und ausserhalb Goslars. Musterbücher, Preisverzeichnisse, Kostenaufschläge jederzeit zu Diensten.

2 braune Wagenpferde, 1,63 groß, 5- und 8-jährig, Wallach und Stute, flotte ausdauernde Gänger, stehen zum Verkauf bei **Cramer & Buchholz, Pulvermühle Hübendorf.**

Vorkursus: **Anhaltische Bauschule Zerbst** Wintersemester: 7. November
 Hauptkursus: **October**

Carl Heintze's Gebrannter Java-Kaffee

la. Qualität à Mk. 2,00, IIa. Qualität à Mk. 1,90 das Pfund.
 Haushaltskaffee à Mk. 1,80, Wiener Mischung à Mk. 1,70

Durch feines Aroma, Reinheit und Kraft als beste, reellste Marke überall beliebt. **Niederlage nur bei Bad Harzburg. H. Elsmann, neben der Kaiserl. Post.**

Haupt-Gewinne:

- 1 Landauer mit 4 Pferden
- 1 Kutschir-Phaeton m. 4 Pferden
- 1 Halbwagen mit 3 Pferden
- 1 Jagdwagen mit 2 Pferden
- 1 Halbwagen mit 2 Pferden
- 1 Selbstfahrer mit 2 Pferden
- 1 Coupé mit 1 Pferde
- 1 Parkwagen mit 2 Ponies
- 4 Passperde
- 8 gesatt. u. gezäumte Peitpferde
- 75 Reit- u. Wagenpf., zusammen
- 8 spannte Equipagen mit
- 106 Reit- und Wagenpferden.

Ausserdem

- 10 Gewinne à Mk. 100—20 Gewinne à M. 50—
- 10 gold. Drei-Kaiser-Medaillen
- 500 silberne Kaiser Friedrich-Medaillen und
- 1267 Luxus-u. Gebrauchsgegenst.

15. Luxus-Pferdemarkt-Lotterie
 zu Marienburg in Westpreussen.
 Ziehung am 9. September 1893.
 1900 Gewinne = 90000 Mark.
 Lose à 1 Mark, auf 10 Lose 1 Freilos, Porto und Gewinnliste 20 Pfg. empfiehlt und versendet auch gegen Briefmarken

Carl Heintze, General-Debit,
 Berlin W., Unter den Linden 3.

Der Hartzbofe.

Nr. 16.

Genilleton-Beilage.

1893.

(Unbefugter Nachdruck verboten.)

Der neue Sheriff.

Nach dem Amerikanischen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Darauf antwortete Bill Braymer: „Lange können die Pferde es nicht mehr aushalten, diesen schweren Wagen im Galopp zu ziehen. Ich will ihnen zu Fuß nachlaufen, und sollte es die ganze Nacht dauern, denn für mein erschöpftes Pferd muß ich mich rächen.“

„Ich komme mit,“ antwortete ihm Williamson, „holen wir sie ein, so wollen wir ihnen ihre beiden Pferde toteschießen, damit sie merken, was das für eine Art von Spaß ist!“

Der dritte Regulator rief den beiden nach: „Von dem Vergnügen habe ich gerade genug, mein Pferd ist noch nicht angezogen, ich reite in die Stadt zurück. Es ist mir gleichgültig, ob Ihr die Kerls abfahret oder nicht, und ichere ich mich den Teufel um die schlechten Noten eines Hartzbofes!“

Er wandte sein Pferd um und begegnete gleich darauf dem jüngeren Williamson, der im Vorbeisprengen den dreien zurief: „In den Wäldern liegt der Sheriff nicht, aber ich habe eine Wundlade mitten im Wege gefunden, und die weitere Spur von Blut folgt dem Wege nach dem Wagen zu. Ich reite voraus, folgt, so schnell Ihr könnt!“

Jim Williamson galoppierte weiter, und da er nun auch allein war und sich der wohlgeleiteten Schiffe auf die Pferde seiner Kameraden erinnerte, so ließ er nach jeder Ueberlegung vom Pferd, band dasselbe an einen Baum und folgte der Wagenspur so schnell wie möglich zu Fuß. Bald erblickte er den Wagen in der Ferne, und wie er noch darüber nachdachte, auf welche Weise er sich demselben am vortheilhaftesten nähern könnte, bemerkte er zu seinem großen Erstaunen, daß der Wagen plötzlich aus dem Wege nach rechts abbog und mitten in den dichten Wald hineinfiel.

Unverhoffen folgte er demselben, so gut es auf dem ungeliebten Wege gehen wollte, indem er sich stets vorsichtig hinter den Büumen zu verbergen suchte. Nach ungefähr einer Meile Entfernung hielt der Wagen vor einer kleinen Wundlade, von deren Erfindung Jim, der doch häufig im Walde jagt, nicht die geringste Kenntnis hatte.

Deutlich vernahm er ein leises Stöhnen aus dem Wagen, dann kam ein Mann aus demselben, indem er, wie es schien, einen andern Mann mit großer Sorgfalt in die Hütte trug oder vielmehr schleppte. Bald darauf bligte ein Lichtstrahl unter der soeben gethossenen Thür der Hütte hervor. Jener schien die Hütte nicht zu haben, aber wenn sie solche hatte, waren sie nicht verhängt.

Jim blieb wohl zwei Stunden hinter einem Baum versteckt und beobachtete die Hütte. Dann näherte er sich vorsichtig dem Wagen. Es befand sich kein Mensch darin. Darauf zog er seine Stiefel aus und ging leise an die Hütte heran. Zuerst fand er nirgend eine Spalte, aber nach einigem Suchen entdeckte er auf der andern Seite dicht bei dem hölzernen Eschornstein eine Ritze in den Brettern, welche ihm erlaubte, einen Blick in die Hütte zu werfen.

Was er sah, erfüllte ihn mit stummem Erstaunen. Auf dem nackten Boden der Hütte lag ein Mann von mittleren Jahren, dessen einer Arm mit blutigen Bandagen verbunden war. Bei ihm kniete ein anderer Mann, der den Kopf des Verwundeten auf seinen Knien stützte, und von Zeit zu Zeit einen innigen Kuß auf dessen Lippen drückte.

Dieser andere war der neue Sheriff von Buntersville! Darauf hörte Jim das Gespräch jener beiden, und dasselbe war nicht geeignet, ein sprachloses Erstaunen zu vermeiden.

„Beste Tochter, weine nicht,“ sagte der verwundete Mann mit schwacher Stimme, „den Schuß von Dir habe ich verdient, denn keinem Menschen auf der Welt habe ich soviel Unrecht gethan, als eben Dir!“

Und wieder küßte der andere Mann den Verwundeten auf das innige, während beide Thränen aus seinen Augen flüßten.

„Arretiere mich, führe mich ins Gefängnis —“ rief der Verwundete fort — „Du thätest Recht daran. Um Deiner guten Mutter willen, an der ich mich so schwer veründigt habe, hätte ich eine noch größere Strafe als das verdient!“

„Vater lieber Vater,“ antwortete der Sheriff, „ich hätte mir denken können, daß Du es warst! Warum ist mir dieser Gedanke nicht gekommen?!“

„Ich hatte Jahre lang danach getrachtet und so sehr gehofft, nichts mehr mit diesem schändlichen Gewerbe zu thun zu haben. Ich habe Alles gebulbig ertragen, Armut, Einsamkeit und Not aller Art, nur um dies Gewerbe zu vermeiden. Und nun will es mein Unglück, daß ich meine eigenen, geliebten Vater verumde!“

„Nelli, mein Kind, Du bist die richtige Tochter Deiner guten Mutter,“ erwiderte der Hartzbofe, „ich vergesse gern alle meine Schmerzen in dem Bewußtsein, daß ich wenigstens Dich nicht ruinieren habe, daß Du ein ehrliches, frommes Mädchen geblieben bist. Dieser Gedanke allein nimmt mir jede Furcht vor dem Gefängnis und meiner späteren Verurteilung.“

„Ins Gefängnis gehst Du nicht, und verurteilt sollst Du auch nicht werden, so lange ich es hindern kann,“ antwortete der Sheriff, „jetzt hab ich Dich wieder, und jetzt will ich Dich für immer behalten, für mich ganz allein, Du lieber Vater! Ich will Dich hier pflegen, bis Du von der Wunde geheilt bist. Du sagtest ja selbst, daß kein Arzt bisher diese Wundlade entdeckt habe, daß sie nur Deinen früheren Genossen bekannt ist. Wenn Du wieder gesund bist, wird uns der Wagen in einen weit-entfernten Distrikt führen, dort wollen wir versuchen durch harte Arbeit uns eine neue Existenz zu gründen. Buntersville wird leicht einen andern Sheriff finden.“

„Aber sie werden Dich dann in Verdacht haben, daß Du im Verhängnis mit Hartzbofes bist,“ sagte der Vater.

„Das können sie halten, wie sie wollen,“ entgegnete der Sheriff, „mir ist das vollkommen gleichgültig, wenn ich nur Dich, lieber Vater, behalte. Mich ängstigt nur diese armliege Hütte, ich habe keine Medizin für Dich, nicht einmal die nöthigsten Lebensmittel! Fände ich doch einen Menschen, der ein gutes Herz behäbe, und uns in dieser Not helfen wollte!“

„Hier ist einer!“ rief Jim plötzlich durch die Spalte. Beide in der Hütte prangen tödtlich erschreckt auf, und die Augen des Vaters funkelten wie diejenigen eines hart verfolgten Wolfes.

„Erkrecht nicht,“ fuhr Jim durch die Spalte fort, „ich will Euch helfen, so viel ich nur irgend kann. Der Teufel selbst würde es thun, wenn er, wie ich während der letzten fünf Minuten hier an der Spalte gestanden, und Euer Gespräch belauscht hätte. Ich bin Jim Williamson, und helfe Euch gern — und nun öffnen Sie die Thür — Fräulein!“ — Sheriff!

Der Sheriff hatte das Licht ausgeblasen, öffnete die Thür, ließ Jim eintreten, zündete es von Neuem an und — erödete ganz verlegen. Zuerst schwiegen alle drei, aber Jim gewann seine Fassung bald wieder. Er räusperte sich geräuschvoll und sprach: „So, nun macht Euch beide fortfortabel. In dieser Hütte findet Euch kein Mensch. Ich habe oft genug in diesem Wald gejagt, und sie nie entdeckt. Ist der Arm gebrochen?“

„Nein,“ erwiderte der Hartzbofe, „gebrochen ist er nicht, aber es liegt in der Familie, daß wir alle gut schießen.“

Und wieder küßte der Sheriff ihren Vater zu wiederholten Malen.

„Dann können Sie in zwei oder drei Tagen,“ sagte Jim, „wieder aus den Weiden sein, wenn Sie gut gepflegt werden. Kenne das, ist nicht gefährlich solche Schußwunden, wenn der Knochen heil geblieben. Den Sheriff wird keiner in Verdacht haben, wenn er nicht zurückkommt. Ich will gleich nach der Stadt zurück, und die Leute dort auf eine solche Fahrt bringen. Dann komme ich zurück mit den dringlichsten notwendigen Sachen. Die Sache soll bald in Ordnung sein!“

Jim sah wieder den Sheriff an, und diesmal erödeten beide. Der Verwundete sprach aber auf und rief mit besserer Stimme: „Gut! Erst schwören Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, was Sie in dieser Welt und in jener hoffen, was Sie lieben, daß Sie Alles thun wollen, damit meine Tochter nicht ihren guten ehrlichen Ruf verliert, weil sie das Unglück hat, einen Schuß von Vater, wie ich es bin, zu fassen!“

Jim zögerte einen Augenblick, dann ergriff er die Hand des Sheriffs und sagte: „Ich bin an's Schwören nicht gewöhnt und noch weniger an's Schwören auf etwas, welches ich nie sah — und hierauf küßte er die kleine Hand des Sheriffs und eilte mit einem sehr erödeten Gesicht aus der Hütte.“

Eine halbe Stunde später begegnete er seinem Bruder und Bill Braymer.

Er sagte ihnen: „Es ruht nichts weiter zu laufen, und das Beste ist, wir kehren zur Stadt zurück. Der Sheriff ist ein feyer Kerl und wird sie schon einzuholen wissen, wenn er noch am Leben ist. Und ist er tot, so können wir ihm auch nicht mehr helfen.“

„Wenn er todtgeschossen ist,“ bemerkte Bill Braymer philosophisch, „und die Stadt ist ihm noch Gehalt igulbig, so wird man hoffentlich etwas davon als Entschädigung für unsere Pferde zahlen. Mein's ist tot und Peters's Pferd ist nicht viel besser dran.“

„Gut,“ antwortete Jim, „ich reite nach der Stadt, denn morgen früh will ich bei Zeiten aufstehen, um einen Hirt zu schießen, und eigentlich ist es höchste Zeit, daß ich in's Bett komme. Adieu!“ und darauf galoppierte er fort.

Am anderen Morgen früh ritt ein Reiter auf einem schwer beladenen Pferde durch den Wald, den man wegen der verschiedenen Umständen, die das Pferd trug, leicht für einen Marodeur hätte halten können. Während eines ganzen Monats klagte Jims Mutter fast jeden Tag über das ihr ganz unerklärliche Verschwinden verschiedener Gegenstände ihrer Haushaltung. Bald fehlte ein Eimer, ein Sad mit Mehl, einige wollene Decken, sogar ihre einzige Schere verschwand nebst einer Menge sonstiger kleiner Sachen, und außerdem nahmen ihre Provisionen ein weit schnelleres Ende als früher.

Der Sheriff betradete alle die verschiedenen Sachen, welche Jim in der Hütte ansbrachte, während Jim seinerseits nur den Sheriff anah. Zuletzt blickte der Erstere

ihn an, und Jim sah zwei Augen voll Thränen und ein Paar schöne, rote Lippen, welche neude in einer Weise zitterten, die eigentlich für einen Sheriff nicht ganz passend war.

„Bitte, weinen Sie nicht,“ sagte Jim ganz demüthig, „ich hätte gewünscht mehr für Sie, namentlich für Sie selbst bringen zu können, aber zu Hause fand ich nichts Passenderes als ein Mädchen, als nur diese Schere.“

„Denken Sie nicht an mich,“ erwiderte der Sheriff, „vergessen Sie, daß ich überhaupt existiere.“

„Das, nein, das kann ich nimmermehr!“ stotterte Jim und sah dabei so schuldig zerknirscht aus wie hundert Hartzbofes zu einem Einzigen zusammengelottet. Der Sheriff sah verlegen zu Boden, aber der Vater rief Jim zu sich an sein Lager und sagte: „Jünger Mann, Sie sind so gut wie ein rettender Engel gegen uns gewesen, aber wenn Sie auch nur einen Augenblick haben glauben können, daß meine Tochter an meiner Schuld Theil hatte, so soll der Teufel Sie holen. Ich allein bin der Schuldige, ich war schuldig genug, sie das Gravieren zu lehren, aber als sie begriff, welchen Zweck ich dabei verfolgte, bat sie mich um des Himmels willen, diesen Plan aufzugeben. Ich versprach ihr das mehrmals, aber es ist nicht leicht bei solchen Sachen sich von seinen Spiegelgelen loszumachen, namentlich, wenn man nicht die gehörige Energie, wie leider ich, dazu besitzt. Zuletzt, als ich immer noch nicht ihren Willen befolgte, wurde sie ganz trant vom Warten — und tief heimlich fort. Da verzweifelte ich ganz, und wurde schüchtern als je. Ich wollte sie wiederfinden und begann sie überall zu suchen. Sie werden nicht glauben, daß ein intelligenter Mann wie ich, ein Hartzbofe, das ist das richtige Wort, so unvorsichtig ist und seine falschen Noten auf so dumme Weise an den Mann zu bringen suchte, wie ich es that, wenn er nicht einen anderen Zweck dabei verfolgt hätte. Ihre Spur führte in diesen Distrikt, und überall, in jedem Städtchen, in jedem Dorf habe ich nach ihr gesucht. Aber ich fand sie nicht früher, als bis sie mir gestern Abend eine Kugel durch den Arm schloß.“

„Vater, ich wußte nicht, daß Du es warst!“ unterbrach ihn der Sheriff mit einem solchen Ausdruck von Trauer und Liebe im Gesicht, daß Jim, und hätte es ihm das Leben gekostet, seine Augen nicht abwenden konnte.

„Jünger Mann,“ fuhr der Vater fort, „auch nicht der geringste ungerechte Verdacht soll auf Sie fallen. Ich will in der Nähe bleiben und werde mich so gut stellen, wenn irgend so etwas geschehen sollte, damit ich so leicht Ihre Unschuld beweisen kann.“

„Vertrauen Sie mir,“ antwortete Jim, „ich weiß sehr gut, was ein ordentlich, redlicher Mann ist, und selbst, wenn dieser Mann ein Mädchen sein sollte!“

Zwei Tage später ritt der Sheriff in die Stadt, indem er den Wagen und die Pferde des Hartzbofes eskortierte, der Kaufende von Dollars in falschen Banknoten erhielt. Der Hartzbofe selbst war entkommen, aber er sei ganz gewiß, daß er ihn durch einen Schuß verwundet hätte.

Ganz Buntersville war außer sich vor Entzückung, und als der Sheriff darauf bestand, Braymer's und Williamson's Pferde aus seiner eigenen Trolche zu beziehen, beschloßen die Führer der verschiedenen Parteien, ihn bei der nächsten Wahl eines Kongreßmitgliedes als unabhängigen Kandidaten aufzustellen.

Aber der Sheriff lehnte diese große Ehre ab, und erklärte, daß, da er von einer ernstlichen Krankheit seines Vaters gequält habe, er genungen lie sein Amt niederzulegen, und den Distrikt zu verlassen. Als liebevoller Sohn kaufte er bei der ersten Mobilität des kleinen Ortes mehrere Damenanzüge als Geschenk für seine Mutter, und verließ zu dem großen Bedauern von Allen Buntersville.

Ein einziger Mann in der Stadt veragte über anders, höchst sonderbare Gedanken das Bedauern wegen des Sheriffs Abzuges zu fühlen, welches er unter andern Umständen gewiß gefühlt hätte. Das war Peter Williamson, der seit einiger Zeit seinem jüngeren Bruder mit einem gewissen Verdacht betrachtete. Jim war plößlich sehr schmeigsam und zerknirscht geworden. Er beludte den Sheriff sehr häufig vor dessen Abreise, und dennoch schien er mit ihm nicht in derselben freundschaftlich zwanglosen Weise wie früher zu verkehren. Deshalb war Peter der Gedanke gekommen, daß der Sheriff vielleicht Aussicht habe, von der Wank, deren Noten gefälscht waren, eine bedeutende Belohnung zu erhalten. Ferner, daß Jim auf einen Teil dieser Belohnung in Folge seiner geleisteten Dienste in jener ereignisreichen Nacht Anspruch machte, jedoch sich mit dem Sheriff über diesen Anteil nicht einigen könne. Daß Jim ihm diesen Glücksfall geheimnißvoll verbergte, fand Peter unbillig, ja sogar unwürdig, um so mehr, als er selbst in jener Nacht gequält hatte, er wolle seinen Teil an der Belohnung mit Jim theilen.

Zuletzt sprach Peter mit Jim ganz offen über diesen Verdacht und machte ihm deswegen Vorwürfe, und als Jim höchst unbedenklich die Antworten gab und anherberichtig verlegen wurde, kam Peter die feste Ueberzeugung, daß dieser Verdacht begründet sei.

Den Morgen nach dieser Scene war Jim und sein Pferd verschwunden und der darüber sehr zornige Peter bestieg soogleich das Seltige um ihn aufzusuchen. Während einiger Tage verfolgte er dessen Spur und hörte zuletzt, daß er sich in einem Hotel an der Grenze vom Staate

Joma aufhielt. Der Vort sagte ihm, daß Jim nicht zu sprechen sei, weil derselbe in Gesellschaft eines jungen, hübschen Mannes und eines älteren maqerem Herrn, welcher der Mäqter Bates sei, eine sehr wichtige Geschäftskonferenz habe, und er freunde Drobe erhalten, die Gesellschaft von seiner Verbindung zu lösen. Peter antwortete, es sei sein Bruder, und daher würde man ihm wohl erlauben, vor der Thür des Zimmers auf ihn zu warten, moqegen der Vort keine Einwendung machte. Nach dem Fortgehen des Mäqters war Peter indistret genug, gleichgültig durch das Schloßloch zu blicken und sah zu seinem großen Entsetzen Erkennen Jim an der Seite des Herrichs, der mit einem höchst geschmackvollen Demenqage bekleidet war, und trotz seines kurzen Daaroes wie ein hübschgebautes Mädchen aus- sah, stehen. Darauf hörte er den Mäqter mit feierlicher Stimme sagen: „Auf Grund der That, die mir durch die Gesetze des Staates Joma zuertheilt ist, erkläre ich hiermit Euch Beide als gänzlich verbundene Ehegatten.“ Peter hatte genug gehört. Mit ziemlich ausdrucks- losem Gesicht schlich er von dannen, indem er murmelte: „Also das ist die Art Belohnung, die Jim erhalten, und welche die Weiben miteinander teilen werden!“ und dann sagte er inspiriert laut hinaus: „Ich will darauf wetten, das ist auch der Herr, auf den er am Morgen nach jener Nacht Jagd machen wollte!“

Auf Irrwegen.

Erzählung von Ernst von Waldow.

Helene ist auf klassischem Boden geboren, so pfliegen deren Freunde zu sagen, wenn das Gespräch auf die künstlerischen Neigungen des jungen Mädchens kam. Das lag fast wie eine Eigenschaft und sollte es auch wohl sein, denn Frau Rothburg, Helenes Tante, bei der die Waise ein zweites Heim gefunden hatte, beklagte sich oft bitter über die „Reichthümer“ ihrer Pflegebefohlenen. Der Vater Helens war als Kapellmeister bei dem Weimarer Hoftheater thätig gewesen, bis der Tod ihn früh erkrankte und ihm den Zutritt aus der Hand genommen hatte. Die Mutter hatte das arme Mädchen gar nicht gekannt, war sie doch wenige Wochen nach der Geburt des so froh begrüßten Kindes einem in der Stadt grassierenden, bössartigen Fieber erlegen. Zu einer zweiten Heirat vermochte sich Helens Vater nicht zu entschließen, und so war das Kindes Erziehung zuerst einer alten Wärterin und dann einer Reihe von Erzieherinnen anvertraut gewesen, welche die übernommenen Pflichten zuweilen groblich vernachlässigt hatten.

Von dem Wüthigen befreit, den immer noch flüchtigen Wüthiger zu erodern, leisteten viele dieser jungen Damen anfänglich ganz Unangenehmes und ertrugen die Launen des verzoqenen Kindes mit wahrer Lammesgeduld. Wenn aber die letzte Hoffnung geschwunden war, dem Wüthiger neue Gesellen anlegen zu können, dann mußte Herr Wartensleben bittere Klagen äußern über sein eigensinniges Töchterlein und ironische Bemerkungen über die eigenen Erziehungsresultate. Der Schluß war dann gewöhnlich der, daß Fräulein Amalie oder Wilhelmine ihren Koffer packte und dem un- gütlichen Hause den Rücken kehrte.

Zuletzt hatte Wartensleben diese „Gouvernanten- Mäqer“, wie er sie nannte, grübelnd satt, und da Helene mittlerweile das fünfzehnte Jahr erreicht, nahm er eine tüchtige Wittschafterin ins Haus, es dem jungen Mädchen überlassend, ihre Erziehung selbst zu vollenden.

Helene machte denn auch von ihrer wiedererlangten Freiheit den möglichst unvernünftigen Gebrauch, indem sie sämtliche Schul- und Lehrbücher in die Ecke warf und sich den Kopf durch Kometenleüre erhitzte. Da sie jedoch dabei ihre mühseligen Studien nicht vernachlässigte, war der Vater zufrieden mit dem Bildungsstande des talent- vollen Kindes.

Im Hause des Orchesterdirigenten verkehrte fast nur „Theaterleute“, wie man zu sagen pflegt, und der Umgangston war ziemlich frei, obwohl die Schranken des Wohlstandes nie verlegt wurden.

Der strengen Gut erziehender Erzieherinnen entzogen, durfte das erblühende Mädchen an den geistlichen Verei- nigungen Theil nehmen, und sie entwickelte sich wunderbar schnell in dieser geistlichen Atmosphäre, die gleich anfangs eine bewundernde Wirkung auf ihr empfängliches Gemüth, ihre erregte Phantasie geübte.

In gewissem Sinne war ja auch sie ein „Theaterkind“, und demnach schien es ganz natürlich, wenn Helene im sechszehnten Jahre bereits allen Ernstes den Beschluß faßte, sich der Bühne zu widmen.

Der zärtliche Vater, welcher sich der künstlerischen Neigung und Begabung seines Kindes freute, ebnete Helene die Wege zur Künstlerlaufbahn in jeglicher Weise. Sie erhielt dramatischen Unterricht von ersten Bühnengrößen des Hoftheaters, und man fand allgemein, daß die kleine Talent habe und Erfolg auf den Brettern um so sicherer zu erwarten sei, weil Helene eine „schöne Bühnenerscheinung“ zu werden vermag.

Schlank und hochgewachsen, besaß das junge Mädchen ein regelmäßig schönes Gesicht, dem große graue Augen Leben und Ausdruck verliehen.

Man hätte Helene eine Schönheit nennen können, wenn die gelbliche Wäqer der Haut, die farblosen Lippen im Verein mit dem zwar reichen, aber mattblonden Haar ihr nicht etwas Mäqerisches, ja Krankhaftes gegeben hätten. Nur wenn sie besonders angetan war, dann röteten sich die fahlen Wangen, leuchteten die grauen Augen, und die Lebhaftigkeit ihres Wesens hatte alsdann etwas an- ziehendes, ja unwiderstehliches.

Man vermuthete und vermuthete die kleine Künstlerin, und Helene nahm das hin wie einen ihr gebührenden Tribut, ohne doch übermäßig oder hoffärtig dadurch zu werden.

Nur eine Person hatte bisher stets etwas zu tabeln an ihr gefunden, und dies war ihre einzige Verwandte, Tante Rothburg, die Schwester der verstorbenen Mutter.

Frau Martha Rothburg, eines Brebigers Witwe, lebte mit ihrem einzigen Sohne Wilhelm in Breslau, wo der Sohn die Universität besuchte. Wilhelm spürte keine Neigung zum geistlichen Berufe in sich und hatte be- schlossen, Philolog zu werden.

Wohl hätte die Mutter ihren Einzigen lieber auf der Kanel gehen, aber auch der Beruf des Lehrers war in ihren Augen ein hehrer, heiliger, und so gab sie nach einigen Jägern ihre Einwilligung dazu.

Einige Mal seit der Schwester Tode hatte Frau Rothburg den Schwager besucht, das letzte Mal jedoch, als dies geschah, begleitete Wilhelm die Mutter, der seine Studien eben vollendet und deshalb die versprochene Erholungsreise hatte mitmachen dürfen.

Wartensleben schätzte die Martha und hielt sie für eine vorreffliche Person, aber er meinte bei sich, daß, wenn seine Selige ähnliche philisterrische Anschauungen gehabt, wie die Wastorswitwe, er ihren Verlust nicht so lange be- trauern haben würde.

Die beiden Leute konnten in der That nicht eine Stunde beisammen sitzen, ohne in Streit zu geraten, und fast stets gab den Meinungsverschiedenheiten in der Er- ziehungsfrage Anlaß dazu.

Noch schlimmer erging es Helene, deren Neigung zur Kunst Frau Martha mit Feuerlicher Belämpfung.

Der Student, obgleich er im Allgemeinen den An- sichten der Mutter zustimmte, dachte doch bedeutend toleranter, wenn es sich um die Wäqer handelte, die er im Stillen anbetete und ganz reißend fand.

Dem Wäqer wieder ignomisierte Wilhelms Jünel- gung, und ganz besonders schätzte Helene sich durch das Vertrauen des Vaters geehrt, der nur ihr in aller Deutlich- keit seine Wüthige und sein ehrgelichtiges Streben ver- trauete.

Wilhelm besaß nicht unbedeutendes poetisches Talent, und zwar hatte es ihm die tragische Wäqer angethan. Für die Bühne wollte er schreiben und plante eine Hohen- staufen-Trilogie, die selbstverständlich etwas Grobhartiges werden sollte.

Helene interessierte sich bald sehr lebhaft für diesen Stoff, und ganz besonders ärgerte Helene sich durch das Vertrauen des Vaters geehrt, der nur ihr in aller Deutlich- keit seine Wüthige und sein ehrgelichtiges Streben ver- trauete.

Die Verwandten schrieben in herzlicher Weise von einander, für das nächste Jahr ein Wiedersehen verab- redend. — Da starb wenige Monate darnach Wartensleben ganz plötzlich am Herzschlag, und die arme Helene stand schloßlos in der Welt.

Zu Marthas Ehre sei es gesagt, daß sie sich keinen Augenblick beehrte, die Wäqer bei sich aufzunehmen, obwohl ihr Helensens Sein und Wesen nur wenig sympatisch war. Für Helene wiederum wider der Gedanke, im Hause der „philisterrischen Tante“ zu leben, ganz unerträglich gewesen sein, hatte der Schmerz über des teuren Vaters Tod sie nicht so niedererschmettert, daß sie kaum einer anderen, klaren Vorstellung fähig war.

Wilhelm hatte eine Anstellung als Hilfslehrer in Glogau erhalten, sie sah ihn nur flüchtig, die Trostworte, welche er zu ihr gesprochen, waren so fest und förmlich herausgenommen, daß Helene sich schnell abgewendet hatte, weil ihr Gefühl verletzt worden war. Als, sie ahnte nicht, wie er litt, weil es ihm nicht gegeben war, im bestimmten Falle den richtigen Ausdruck für sein Empfinden zu finden, es war eine Art von Scheu, die ihn abhielt, andere einen Blick in sein heißes Innere werfen zu lassen.

Das war Wilhelms Eigenart, wegen der er oft nicht verstanden und falsch beurteilt worden. Nur die Mutter kannte des Sohnes Herz und sah in seinen verschlossenen Wesen nur eine gute Eigenschaft mehr, berechnigten Manneshof.

II.

Wenn auch Tante Rothburg in dem ersten Trauer- halbjahre die Rechte thätig schalten und walten lassen nach Belieben und ihr feinerer Vorrichtungen gemacht hatte be- treffs der Zeiteinteilung, so änderte sich das merklich, als sie vermehrte, nun weniger Rücksicht auf den Seelen- zustand des jungen Mädchens nehmen zu müssen.

Es ist es doch Christenpflicht, sich in das Unvermeidliche, in Gottes Rathschluß zu fügen, und deshalb verlangte Marta auch mit einer gewissen Herzhait, daß die Rechte der Trauer über des Vaters Tod sich nicht in maßloser Weise hingab.

Die brave Witwe wurde von einem fast krankhaften Eifer befehlt, die „so fürchterlich vernachlässigte Erziehung“ Helensens zu verbessern, und zu diesem Zwecke predigte sie den ganzen Tag und tabelte an dem armen Kinde herum, bis dieses den letzten Rest von Lebensfreude und Jugend- lust verlor.

So ging das erste Jahr hin — in der Sklaverei! — wie Helene oft bei sich bemerkte, wenn sie wieder eine Ruhe erhalten hatte. Und wie gern hätte sie der Tante den Kerker und sich die Demüthigung des Geistes- wendens erpart! Aber es war ihr absolut unmöglich, der häßliche Sinn ging ihr eben vollständig ab, und sie be- griff nicht, wie man sich für Verge tadellos gewählener und gebogelter Wäqer, für das blank gepuckte Kädel- geschür und die allmonatlich wiederkehrenden großen Scheuer- feste zu interessieren vermochte.

Selbst in dem Schlafstübchen, so förmlich daselbe auch täglich zusammengeräumt ward, hielt Helene bald wieder eine nicht immer malerische Unordnung her, und Tante Marta schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, wenn sie die „Hödenwirthschaft“ sah.

Mit dem Kochen und Baden wollte es gar nicht gehen, und Helene mußte oft, wenn sie wieder eine Speise verdorben, den Vorwurf vernehmen: „Du bist nur dazu gut, gedocktes Essen zu essen.“ — Das that der armen Wäqer bitter weh, denn eigentlich hatte die Tante ja recht. Sie war ihr nicht als eine Last, wo sie für die ihr thätig gebrachten Opfer mindestens eine Stütze hätte werden sollen.

Über war sie denn wirklich zu nichts gut, hatte sie nicht einmal den Ehrgeiz gehabt, eine große Schauspie- lerin zu werden? — Gelene war es, als läge jene Zeit, wo sie bergeligen kühne Träume geqegt, weit — weit hinter sich, so niebergedrückt und gemüthigt war sie, so bitter empfand sie ihre Armut und Abhängigkeit.

Wände der Leute, die der Tante Haus besuchten, hatten Mitleid mit der Wäqer und suchten sie in ihrer Art zu trösten. Das war recht gut gemeint, aber frucht- wenig, weil die guten Frauen eben kein Verständnis für die seeligen Leiden Helensens hatten und ihr das Beste zu wünschen vermehrten, wenn sie auf eine reiche Heirat anspielten.

Ersach aber Helene, durch die ihr geistige Teilnahme zuträglich gemacht, davon, daß sie Künstlerin werden wollte, da schüttelte man misbilligend die Köpfe, und Tante Marta ward förmlich ercoth darüber und verbot der Nichte, auf diese Aartigkeit je wieder zurückzukommen.

Die Tante war überhaupt in letzter Zeit untröstlich lammhaft geworden, auch schien es Helene, daß sie kümmer- haben müßte, denn sie senkte zuweilen tief auf und trock- nete eine heimliche Thräne ab.

Endlich vermochte sie das Geheimnis nicht länger allen zu tragen und schüttelte ihr Herz vor der Nichte aus.

Wilhelm machte ihr schwere Sorge. Er fühlte sich nicht befriedigt in dem frei gewählten Berufe, wüthete zu Höherem befähigt zu sein und benutzte seine Wüthigkeiten, um — „Theaterstücke“ zu schreiben, wie Frau Rothburg megerwend bemerkte.

Helensens Augen blühten, sie begann plötzlich schmerz- liche Jünelgung für den Sterbenden zu hegen, der ihr viel näher gerückt war.

Dann kam ein Brief von Wilhelm und ein dickes Paket — mit der Post, für Helene bestimmt, es enthielt das Manuscript der Hohenstaufen-Trilogie.

Frau Marta hätte am liebsten mit „dem Zeug“ das Herbeeren entzündet, aber Helene las halbe Nächte durch mit klopfenden Pulsen und glühenden Wangen, wenn sie hier auf wohlgelesene Verse, dort auf eine effektvolle Scene stieß — als sie aber die Verse bennd, da waren ihre Hoffnungen sehr gekürzt, was den Bühnenerfolg der Dichtung betraf, und sie verheißte das dem Vater nicht.

Nun, das „Theaterkind“ hatte gerührt gesehen, als mancher Fachmann, der Wilhelm ermunterte sagte. Nur der erste Teil der Trilogie erblickte das Lampenlicht im Ologauer Stadttheater, und da das Stück, trotzdem der Poetist des Regisseurs sehr thätig gewesen, von acht Uhr bis halb zwölf spielte, hatte ein gut Theil des Publikums bereits den Saal verlassen, ehe der Vorhang niederge- gangen war.

Der Rest, welcher sein Geld nicht abgeben wollte, oder auch dem Autor und den Darstellern zu Liebe ge- blieben war, gab schließlich unter häufigem Gähnen einige Beifallszeichen von sich, die dem ganz mutlos gewordenen Verfasser wie Beleidigungen klangen.

Schlummer noch kam es, als die Stimmen der Kritiker sich vernahmen ließen und einer dieser Herren Wilhelms Dichtung ziemlich abfällig beurteilte und mit den Worten schloß: „Das deutsche Volk veranlet mit Nicht von seinen Dichtern anderes und besseres als einige Kapitel aus Vaters Wäqerstücke — in Jamben wiederzugeben.“

Der Pöbel traf. Zu Wehmuten kam Wilhelm nach Breslau, um das fest im Hause der Mutter zu verleben. Niebergedrückt über den Mißerfolg und förmlich lebend, war er verstimmt und wortfarg. Nur wenn Helene ins Zimmer trat, dann leuchtete sein Auge auf und die fahlen Wangen farbte flüchtiges Rot.

Wie jedes junge Mädchen, merkte auch Helene bald, daß sie ein Herz erobert habe, aber das richtete sie jetzt wenn. Sie hatte herzlich Mitleid mit dem Kranken, war betrübt über dessen Niederlage als Dramatiker, doch der Mann, dem sie die Neigung ihres stolzen Herzens schenken sollte, der mußte auch das Ideal ihrer regen Phantasie sein, und der arme Wilhelm sah ganz und gar nicht darnach aus. Er schätzte das auch, und diese Gewisheit verbeßerte seine trübe Stimmung eben nicht. Der Abstieg war kühl, und weder der junge Doktor noch Helene ahnten in diesem Augenblick, wie ganz anders ihr Wieder- leben sich gestalten sollte. (Fortsetzung folgt.)

Litterarisches.

Wir glauben den geehrten Buchstuden uneres Kurcets einen besondern Dienst zu erweisen, wenn wir dieselben bei der Wahl geeigneter Unterhaltungslektüre durch den nachdrücklichen Hinweis auf die bereits in Million-Verkäufen verbreitete Sammlung von Meyers Volksbücher (Schlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien) nicht nur unterrichten, das groß angelegte Unternehmen, welches den Gedanken der vor Jahresenden von so mächtigen Erfolgen begleitet, unter der Devise: „Bilung macht frei“ in demselben Berleag erdienenen Meyers Großschloßbibliothek wirklich wieder aufgenommen hat, bietet das Beste aus allen Litteratur in müheliger Bearbeitung so gut und so billig wie möglich her. Eine Volksbibliothek im wahren Sinne des Wortes, ist diese Sammlung in den letzten Jahren mit ansehnlichem Eifer und Fleiß weiter ausgebaut. In den nahezu 1000 Nummern, welche bis jetzt vorliegen, finden sich die bedeutendsten Werke merke aller Völkern und Nationen bis hin zu den Dichtungen und andern wissenschaftlichen Darstellungen, sondern auch in historischen, biographischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Werken vertreten sind.

Meyers Volksbücher kennzeichnen sich im großen Ganzen durch eine mit besondern Geisigkeit und tüchtigen Verstandes für das litterarische Unterhaltungsbedürfnis getroffen Wahl. Mit ihrem reichen, sich stetig mehernden Inhalt stellen sie sich in den Dienst ihrer Freunde, immer Neues bietend, ohne den Zwang etwaigen Abonnementens; aus der reichen Blütenlese mag sich ein jeder seinen Strauß pflücken, ganz nach seinem Willen. Der billige Preis und die gute Ausstattung der Meyerschen Volksbücher (jede Nummer kostet in handlichen Format bei gutem Druck auf gutem, halbtischem Papier, gepfeßt und geschmitten nur 10 Pf.) werden der Sammlung täglich neue Gönner. Wer an der empfehlenswerthen Bibliothek sich jetzt ohne adios vorübergehen, der mag zunächst einmal Ein- gang in das Verzeichnis verlaßen nehmen, welches fortwährend durch jede Buchhandlung oder auch direkt von der Verlagsbuchhandlung erhältlich ist. Wir glauben, daß schon eine Kenntnis des Gebotenen für das Unternehmen genügt.

Angersteins Buchdruckerei

allen Bierern im Hof umhergegangen sein und gebellt haben.

Die weitere Wanderung war recht vertriehlich. In jedem Restaurant soll alles dicht gedrängt und lang und frant und ranbalierte. Manches Wort und manche Scene war nicht für Kinderaugen. Auf dem Wege hat man entweder einem der vielen Wagen auszumachen oder einen zehn Mal größeren Zahl von Radfahrern! Es war, als hätten sich hier zu Pfingsten alle Radfahrer Deutschlands eingefunden! Heber uns brannte eine malitios fliehende Sonne mit ihrer tropischer Wehmen. Von den schiefen Schieferdächern strahlten ihre Lichtwellen nieder, und je jünger die Umrahmung des engen Chales nach Altenahr zu sich gelaufte, desto fröhlicher wurden die Straßenbreitungen. Meine Damen murrten leise, meine Kinder lauter, und mit eisig schließend die Gebuld.

Mit dem Myrtal sind wir fertig! Jetzt essen wir in Altenahr und dann fahren wir mit der Bahn nach Romagen zurück. Von da geht's per Schiff nach Rolandsee!

Großer Jubel aller Beteiligten, denn ein Abend in Rolandsee soll ja herrlich sein. Doch wir hatten noch viel moderne Erholung durchzumachen. In Altenahr gab es schon zu Mittag allerlei Angebot, das es meinen Kindern manches Mal unheimlich ward durch solch einen Trupp hindurchzugehen. Auch der Zug war überfüllt von lärmenden Pfingstfröhlichen, so daß ich an eine Episode in Remans Sibiriens gemäht wurde, wo der Reisende eine ganze kleine Kreisstadt an einem christlichen Feiertage betreten findet, bis auf einen näheren Volkstümlicher, der auf die Frage, wie es komme, auf er nickt nicht, mit dem Tone getränkten Stolz antwortet: „Ich bin ja kein Christ, sondern Wolambaner.“

Neben uns im Wagon sah eine höhere Köchin aus Köln, die von einer ungemotzten Fustur so angegriffen war, daß sie die etwas zu verischen neuen Schuhe auszog und neben sich hinwarf. Heber erfuhr es ungefragt, daß sie mit ihrem Schmager eine Fustur gemacht hätte. Es giebt doch noch gute Leute, die andere alles sagen, was sie wissen und was sie angeht, ohne daß man sie danach fragt. Vielleicht rächt sich der Genius der Menschheit durch solche Exemplare für die vielen, die nichts sagen wollen; das bestimmte Maß Geschwätz muß die Welt eben doch haben, mag es voll werden, oder es will.

Nach mancher ärgerlichen oder lästigen die Epikose, trübenes Mitgefände oder unbenohte Komiker zu Urbebern hatten, kam man nach Romagen. Wieder standen wir in einer stunden, Schwanzenden Menge. Meine Kinder ängstlich, meine Damen nervös — denn hinter uns spielte eine hart angelegte Musikpelle von Dorfbläsern zum Gaudium der Rheinuferjünglinge alle Gassenhauermelodien des letzten Dezenniums. Lange, lange standen wir so am Rhein. Endlich kommt ein Dampfer. Aber er legt hier nicht an. Darob große Entrüstung vieler am Ufer. Die Musik spielt: „Im Grunwald ist Holzanter.“

Etwa eine Viertelstunde später kommt der rechte Dampfer, wie ein schwimmender Amtesenhausen voll fröhlicher Menschen. Wir werden verladen, und die „Ergolungsfahrt“ geht im dichten Gewühl bis Rolandsee. Leider waren wir aus dem Regen unter die Traube gekommen. Hier erreichte das Gewühl seinen Höhepunkt! Es war etwa 5 Uhr, und die Kinder wollten Chotolade. Wir brägen uns in einen Hotelgarten, erobert nach Umherkämpfen und Umhersehen ein Plätzchen, wo heftiger Zugwind uns packt, daß die Hälfte von uns sich für drei Tage erkälte, und warten auf den Kellner. Fast hätte ich an dieser Stelle geschrieben: auf Seine Erhellung den Herrn Kellner. Denn an diesem Tage waren das wichtige, unflüchtige Persönlichkeiten, obgleich sie müde, mit abgepannten Gesichtern umherjagten und sich in der Eile meistens zu ihrem Vorteil verrechneten. Bei solchem Andrang des Publikums, wo das sonst allmächtige Geld fast keine Rolle spielte. Komte man sich eine leise Vorklaffung von dem Bebel'schen Paradiesleben machen, wo es immer ähnlich her gehen wird. Alle Leute frei, alle Leute ein Recht auf Staatsbier und Knackwürste und Staatskellner! Ade dann, du goldner Meingau mit deiner Herrlichkeit! Nichts als rohe, lachende, betrunnene Leute! Was das der Himmel ist, dann muß es in der Hölle gemüthlicher sein!

Endlich fletten wir, gekostet von den Zerabotommen nach dem Rolandseebogen hinauf. Der heftige kalte Wind schien sich verlost zu haben (spricht man doch von einer „Windbraut.“) und sollte in der Höhe beim Restaurant dertreiben, daß man sich schleunig in die schon gefüllten Räume des originellen Lavapfandes barg.

Ein gebildeter Zeitgenosse warf hier drei Großchen in den Stollwerkischen Automaten und zog dann mit mächtigem Ruck, so daß sich die drei bösshaften Nickel an einer entsetzenden Stelle einlenkerten. Dadurch war der Apparat für heute Abend dienstunfähig und bot viel Unterhaltung. Alle Augenblicke kamen neue Gäste, die ihren Kindern etwas leihen wollten, und wurden vom Chor aller Umherstehenden angegriffen: „Is kaput! Nicht rindschmeißen!“

Witze, Bemerkungen und Gelächter wechselten mit der ärgerlich, oder etwa fünfzig Mal in zwei Minuten vorgebrachten Erklärung des Restaurateurs, die zum Gaudium der Zacher mit dem Weirain schloß: „Jetzt muß ich einen Teufel kommen lassen, was mich mindestens fünf Mark kostet!“

Was wunderte, daß Niemand mit dem Hut umherging, um eine Kollekte für den armen geschlagenen Mann abzugeben, der an diesem einen Tage vielleicht soviel Klein-

einnahme gemacht haben mochte, wie ein Königlich preussischer Beamter mittlerer Beisilage Jahresgehalt hat.

Als wir mit dem Einbruch der Dunkelheit ein Hotel am Rheinufer bezogen, fand der Höhepunkt unserer Meßfahrten. Die Zimmer waren schmaler, wie im heiligen Russland und die Preise — sehr englisch! Zwei geschmiedete Brötchen, unbelegt, aber nach oben in das Zimmer gebracht, kosteten sage und schreibe achtzig Pfennig! Doch wir erfuhr diesen Umstand erst später. Müde aber wir Erwachsenen unten im Speisesaal. Draußen war es bitterkalt geworden, und Niemand schien dort sich einen Festtagsreumatismus holen zu wollen. Essen und Trinken war gut.

Jetzt kam die Nacht. Am liebsten möchte ich jetzt abrechnen mit jenen bekanteten tiefertraurigen Ton:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie in kummervollen Nächten ...

Das Fenster mußte offen bleiben, weil uns sonst eine unbeherrschbare Luft umgab. Sechsbierreiertel Water vom Haupe aber ging die Eisenbahn vorbei, ein Duzend Güterzüge, vier Schmalspähge und sechs bis acht Personenzüge! Kaum war man eingeschlagen, so fuhr man auch schon empor: dem offenen Fenster vis-à-vis stand am Bahndamm ein Läufer, das himmelsteil mit der ganzen Herzlosigkeit eines sinesischen Staatsbeamten! Jedemal, wenn dieser schulle Ton einem durch das fingerhohe Kerzenlicht ging, gefühl noch etwas anderes. Eine Kette raste, und ein Heulen erklang, das durch so verchiedene Klangfarben schillerte, daß der Dampfermeister sicherlich etwas geiales aus diesem „Lautmotto“ mit Hundebesitz gemacht haben würde.

Dazwischen gab es dreiviertelstündige Ruhepausen. In einer derselben stolperte ein verpöterter Gast mit ungefügen Riebstahl die Treppe hinauf und stuchte über die Treppe und über das Grotte und über noch einiges. In einer andern Ruhepause hörte man durch die dünnen Wände eine sehr wenig beruhigende Unterhaltung zwischen einem Viehhändler und seinem Dyer, einem Oudsbetter.

Morgens, als es etwas hell zu werden begann, stand ich bereits vertriehlich unten und schaute dem langlamen, unästhetischen Ermaden eines solchen Hotels zu.

Draußen lastete bleischwer ein Himmel von Wolken auf der nebelverhüllten Gegend. Zudem war es sehr kalt geworden.

Zwei fast schlaflose Nächte, Aergernisse für einen Monat im Voraus, ein leeres Portemonnaie, ein Brummeln im Oberstod, wo man seine besten Möbel hat, Entfaltung von einigen Gesichtspälsten der Familienglieder, Magenunverträglichkeit anderer, seelische Zerrüttung durch die Menschenmassen — das nennt der Kulturmann eine Erholung! Unter dem Aufdruck dieser Erkenntnis kamen wir heim, und unter diesem Druck lief mit Goethes Prozis ein, sich etwas von der Seele herunterzuschreiben! Das habe ich denn getan und mir außerdem einen neuen Lebensgrundriß erworfen, den ich meinen Kindern vermachung will. Zu Pfingsten kann man nur zu Haupe bleiben oder einen Ausflug nach der Lüneburger Heide oder dem Fehder Torfmoor machen.“

Vom heiligen Lande.

Dem Kölner Vorstand des Eyrlichen Waisenhauses in Jerusalem ist ein Bericht zugegangen, dem wir das Nachfolgende entnehmen. Nachdem während der in Deutschland herrschenden Hitze und Dürre der Mai und Juni im heiligen Lande ganz außergewöhnlich kühl gewesen, trat im Juli eine Gluthitze ein, wie sie seit Menschengedenken kaum mehr vorgekommen. Die Folge davon waren gefährliche Seuchen für Menschen und Vieh. Fieber (Malaria) und gelbes Fieber, Diphtheritis und schlimme große Wundstauern, wie sie aus alten Zeiten als Gottesgeißel gegen die Phylister (1. Sam. 5) berichtigt werden, und den Israeliten auch von dem moiserischen und zugleich heißen Abela her als Feigwaren bekant waren (5. Mo. 28 27), das ganze Land durchgehend bis gegen Egypten hinab. In Jassa, der Ostentadt Jerusalems, lagen zu Anfang August 10000 Kranke, wovon viele starben. Wie überall waren die unreinlichen Quartiere auch am schwersten heimgegriffen. Und über alles dies droht dem heiligen Lande ein neuer Feind. Die Pestkugler ziehen von dem grauenvollen Totenbette Mekkas heim und drohen dem Lande das Schreckensgeheim der Cholera als gefährdetes Galtgeheim mitzubringen. Die türkische Regierung hat daher nach der egyptischen Grenze zu strenge Quarantäne-Maßregeln angeordnet.

Unter solchen Umständen war der Gesundheitsstand in unserem Missionshause trotz der vielen Kranken, wovon einer leider ausständig wurde, ein günstiger. Die Arbeit konnte auf dem mannigfaltigen Gebieten ihren ungehörigen Fortgang nehmen. Von der mitgabemännlichen Regierung wird keine Gelegenheit verläumt, der christlichen Arbeit ihre unverdohlene Feindschaft deutlich und oft sehr schmerzlich sichtbar zu machen. Auch sonst im ganzen Lande hört man ein allgemeines Seufzen und Klagen über die Zucht einer so ungeredeten Regierung. Während sich an der Landesküste im vieldumordneten Mittelmeer die Kriegsschiffe der europäischen Mächte sammeln, fangen viele türkische Unterthanen an, ihrer Heimat für immer den Rücken zu kehren, und unter einem fremden Himmel des Glückes einer wohlwollenden und gerechten Regierung teilhaftig zu werden. Sie wenden sich hauptsächlich nach

Amerka und Australien. Diese Auswanderungen sind in Eyrten eine ganz neue Erscheinung. Es sind in den letzten Jahren auf die Weite wohl 20,000 bis 30,000 Menschen davongezogen, und die Zahl der Heimatsmüden scheint noch zuzunehmen. Schon hört man da und dort die Meinung ausprechen, daß nun die Zeit gekommen sei, wo Gott das heilige Land ohne Schwereitend von der arabischen Invasion der ersten christlichen Jahrhunderte befreien wolle, indem sie davongelockt werden durch den Goldhübel Amerikas, um dann das alte Land der Verbeistigung den Kindern Israels wiederzugeben. Das ist gewiß vorzeitig. Aber immerhin sind diese Zustände wert, im Auge behalten zu werden.

So viel ist gewiß, daß keine Nation in Palästina eine solche jährliche Zunahme aufweisen kann, wie die jüdische. Schon mag sich die Zahl der jüdischen Einwohner Jerusalems auf 50,000 beziffern. Und sie fangen an, sich in ihrer Ueberzahl zu fühlen und geben das auch durch allerlei exklusive Maßregeln zu verstehen. So hat der oberste Religionsvorsteher der Juden Palästinas, Chadma Palasi, und ihm nach die sämtlichen Synagogen-Vorsteher, die ihre Gläubigen in unbedingtem Gehoriam zu halten wissen, das strenge Verbot ausgehen lassen, daß kein Jude irgend etwas bei einem muslimanischen oder christlichen Kaufmann kaufen dürfe, so lange die betreffende Ware noch bei einem Juden zu finden sei. Man sieht, es vollziehen sich in Jerusalem und Palästina seit 10—20 Jahren merkwürdige Wandlungen.

Unter all diesen Umständen hat unser Eyrliches Waisenhaus mit seinen 200 Einwohnern und seinen nahezu 1000 durch heilige Land zerstreuten früheren Pfingsten auf seiner freien, weit ins Land sich ausbreitende Höhe vor Jerusalem still und unbewirrt seine Arbeit an den Kindern des gelobten Landes, den kleinen und den großen, fortgesetzt. In mancherlei Not und Tribul hat es nicht gefehlt. Die gehören in einer auf jeuchendigen Boden stehenden Missionsanstalt noch viel mehr zum täglichen Brot, als hier bei uns in der Heimat, so daß es im günstigen Falle heißen kann: „Uns ist bange, aber wir vertragen nicht.“ Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlaßen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um; und tragen allezeit das Streben des Herrn Jesu an unserm Leibe, auf daß auch das Leben des Herrn Jesu an unserm Leibe offenbar werde.“

So schließt denn auch der greise Begründer und Direktor der Anstalt seinen Bericht an den Vorstand mit den Worten: „Gott wolle uns alle diese Krifen in Gnaden hinwegjellen. Wir sind eben hier wie ein Schifflein auf dem kalifornischen Meer mit seinen oft plötzlichen und gefährlichen Sturmwinden. Wir jchweben alle Stunden in Gefahr. Nur Jesus kann uns schützen, wenn wir so manchmal gleich jenen Jüngern auf dem See Genesareth rufen müssen: „Herr hilf uns! wir verberben!“

Gestraft haben wir uns über das Urteil, daß der Graf von Jieten-Schwerin, der im vorigen Jahre im Auftrag Sr. Majestät des Kaisers nach Jerusalem geleht ist, um den Neubau der kreuzfahner-Kirche St. Maria major für die evangelische Gemeinde einzuleiten, am Schluß seines öffentlichen Reiseberichts über unsere Missionsanstalt ausgeprochen hat. „Es ist“, so jagt er, „das Eyrliche Waisenhaus des alten Vater Schneller eine wunderbare evangelische Anstalt. Dem 90-jährigen Dr. van Deyl in Beirut und dem Vater Schneller in Jerusalem hat die evangelische Mission im heiligen Lande fast alle zu verdanken. Sie haben die Fußstapfen getreten, in denen andere gefolgt sind. Und itis so jetzt auch erst ein jchmalter Fußstapf, Gottes Gnade wird ihn zu einer bequemen Fußstapfe werden lassen, auf der viele den rechten Weg zu dem ihmalen Pfade finden, der in das ewige Leben führt. Dazu sollen aber alle evangelische Christen helfen. Und daß sich recht viele hilfberere Hände und lebende Herzen finden, das walle Gott in Gnaden.“

(Frühzeitig aber nicht vorzeitig.) Unter dieser Spitzmarke teilt das „Vrl. Tageblatt“ als beachtenswert Folgendes mit: „Bis zu Weihnachten ist's freilich noch eine geraume Zeit, und wenn wir heute schon die Aufmerksamkeit unserer Behörden auf das diesjährige Fest hinlenken, so glauben wir nur im Interesse sehr vieler unserer Mitbürger zu handeln. Der 24. Dezember ist nämlich in diesem Jahre ein Sonntag! Bedenkt man nun unser strenges Gesetz, betreffend die Sonntagsheiligung, dann erwächst für die zahllosen Inhaber öffentlicher Geschäfte einerseits, aber auch für das große Publikum andererseits die nicht geringe Beiorgnis, daß die gesetzlichen Bestimmungen dem Betriebe an jenem Sonntag sehr ernste Hindernisse bereiten können. Wie liegen die Verhältnisse? Dieser Sonntag ist der einzige, an welchem der Verkauf in den öffentlichen Läden während der Nachmittagsstunden von 4—6 Uhr freigegeben ist. Weiß also diese Bestimmung auch in diesem Jahre in Kraft, so müßte Jedermann mit allen seinen Fevorbereitungen Festankäufen bis zu dieser Uhrstunde abgeschlossen haben. Aber aber auch nur eingemessen mit den Gewohnheiten unserer Bevöckerung, namentlich der Arbeiter, der kleinen Handwerker, der kleinen Beamten verkannt, der meiß, daß das für diese breitesten Volksschichten geradezu undurchführbar ist. Um also etwaignen schweren Uebelständen im Weihnachts-Betrieb rechtzeitig vorzubeugen, haben wir es für notwendig gefunden, schon jetzt auf diesen Sonntag, als den 24. Dezember hinzuzufügen.“

Angerstein's Buchdruckerei.

Der Harz=Bote.

Amtliches Blatt der Stadt Elbingerode und Umgegend.

Erscheint wöchentlich zwei mal, Mittwochs und Sonnabends. — Abonnements-Preis vierteljährlich 1 Mark — durch die Kaiserliche Post bezogen 1 Mark 25 Pfg. Vorzugspreis über deren Raum 10 Pfg. nach Auswärts 15. — Anzeigen für die nächste Nummer werden in der Buchdruckerei in Elbingerode, in Bernigerode bei D. Angerstein bis Montags und Donnerstags, abends 7 Uhr, angenommen.

Nr. 61.

Mittwoch, den 2. August

1893.

Bekanntmachung

betreffend Abänderung der Anweisung, betreffend das Verfahren bei der Ausstellung und dem Umtausch, sowie bei der Erneuerung (Ersetzung) von Duitungsarten (§§ 101 ff. des Gesetzes, betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung, vom 22. Juni 1889, R. G. Bl. S. 97) vom 17. October 1890.

Der Absatz 2 von den Worten: „bleibt demgemäß . . . bis . . . zu machen“ und der Absatz 3 der Ziffer 6 der Anweisung vom 17. October 1890 wird aufgehoben und durch folgende Bestimmungen ersetzt:

„bleibt demgemäß die Zulässigkeit der Ausstellung zweifelhaft und lassen sich die Zweifel nicht alsbald beseitigen, so bleibt es dem Ermessen der Ausgabestelle überlassen, entweder die Ausstellung der Karte auszuweisen und für ihren Besitz zuständigen Versicherungsanstalt unter Mitteilung der die Zweifel begründenden Umstände Gelegenheit zur Aenderung binnen einer kurz bemessenen Frist zu geben, oder die Karte auszustellen und der Versicherungsanstalt unter Mitteilung der Besenken von der Ausstellung der Karte Kenntnis zu geben.“

Ist im ersten Falle die Versicherungsanstalt mit der Ausstellung der Karte einverstanden oder geht eine Aenderung von ihr binnen der gesetzten Frist nicht ein, so hat die Ausgabestelle die Karte alsbald auszustellen.

Widerspricht dagegen die Versicherungsanstalt der Ausstellung, so ist die Sache in beiden Fällen als Streitigkeit im Sinne der §§ 122, 123 a. a. D. zu behandeln, kurzer Hand an die zur Entscheidung zuständige Verwaltungsbehörde abzugeben und die endgültige Erledigung dieser Streitigkeit abzuwarten. Je nach dem Ergebnisse dieses Verfahrens ist die Ausstellung der Duitungskarte, sofern sie noch nicht erfolgt war, vorzunehmen oder endgültig abzulehnen. War die Karte aber bereits ausgegeben, so ist nötigenfalls die Einziehung der Karte und die Vernichtung der verwendeten Marken nach Maßgabe des § 125 a. a. D. (vergl. Ziffer II 8 der Bekanntmachung vom 24. December 1891 Reichsgesetz-Bl. S. 399) zu veranlassen.

Wird die Ausstellung der Karte aus anderen Gründen als wegen bestehender Zweifel über die Versicherungspflicht oder über das Recht zur Selbstversicherung abgelehnt, so steht dem Antragsteller die Beschwerde im Aufschlagswege zu.“

Berlin, den 14. Juni 1893.

Der Minister des Innern.

Der Minister für Handel und Gewerbe.
Im Auftrage:
Siefert.

Deutsch-russischer Handelsvertrag.

Es scheint nunmehr sicher zu sein, daß die russische Regierung ihren Maximaltarif am 1. August gegen Deutschland in Kraft setzen will. Damit würden sich natürlich die Ausfuhren auf den Abschluß eines deutsch-russischen Handelsvertrags vorerst stark verringern. Der bisher geltende russische Tarif ist das Resultat fortgesetzter Zollserhöhungen, so daß unter seinem Einfluß die deutsche Einfuhr nach Rußland seit einem Jahrzehnt fortwährend zurückgegangen ist. Trotzdem hat Rußland noch einen Maximaltarif errichtet, der hohe Zuschläge auf die bestehenden Zölle enthält.

Mit Frankreich ist Rußland kürzlich zu einem Abschluß gekommen, nach dem die bestehenden russischen Zölle in einer ziemlich beträchtlichen Anzahl von Positionen für Frankreich und andere meistbegünstigte Länder ermäßigt worden sind. Für einen Teil der Waren, auf die in dem deutsch-französischen Vertrage die Zölle ermäßigt sind, hat Deutschland einen viel größeren Verkehr mit Rußland, als Frankreich. Trotzdem kann unsere Regierung auf einen Vertrag, der dieselben russischen Zollermäßigungen wie der französische enthielte, nicht eingehen, weil erstens diese Ermäßigungen dem Grade nach sehr unbedeutend sind, namentlich wenn man die außerordentliche Höhe der Zollserhöhungen des letzten Jahrzehnts betrachtet, und weil sich zweitens der deutsch-russische Warenverkehr in ganz anderen Verhältnissen befindet, als der französisch-russische. Rußland führt viel mehr Waren nach Deutschland, als Deutschland nach Rußland ab. Deutschland ist der größte Abnehmer, den Rußland für seine Waren besitzt.

Wenn Rußland hierauf keine Rücksicht nimmt und glaubt, daß es mit Anwendung eines Maximaltarifs Deutschland bestimmen könne, von seinen Gegenforderungen für Gewährung des deutschen Vertragsartikels an Rußland abzugehen, so erklärt sich dies zum Teil aus dem Irrtum, daß Deutschland wirtschaftlich von Rußland abhängig sei und namentlich das russische Getreide für seinen Vorrat nicht entbehren könne. Die letzten Jahre, in denen russische Getreideausfuerverbote bestanden, haben den Beweis geliefert, daß unser Getreidebedarf, soweit wir ihn

nicht selber produzieren, mit Leichtigkeit aus den Vertragsstaaten, Oesterreich-Ungarn, Nordamerika, Rumänien u. dergleichen beschaffen werden kann. Zollfreie sind immer mit wirtschaftlichen Nachteilen auf beiden Seiten verbunden; wir können aber nicht einem russischen Irrtum zu Liebe darauf verzichten, daß für unsere Vertragsstaaten entsprechende KonzeSSIONen von russischer Seite gemacht werden. Käuft es daher Rußland auf einen Zollkrieg an, so wird es erfahren, daß seine wirtschaftlichen Verhältnisse viel mehr als die deutschen zu einem günstigen Ausgleich rufen.

Der Zollkrieg.

Die deutsche Regierung hatte, wie man weiß, den aufrichtigen Wunsch, zu einem befriedigenden wirtschaftlichen Verhältnis zu Rußland zu kommen. Sie hatte mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien, der Schweiz Handelsverträge abgeschlossen, die keinerlei Spitze gegen irgendwelchen anderen Staat hatten und deren Vergünstigungen jedem gegen gleichwertige Zollrückstände offen standen. Infolgedessen ging die deutsche Regierung im vorigen Jahre bereitwillig auf die Anregung Rußlands ein, über einen deutsch-russischen Handelsvertrag zu verhandeln. Ebenfalls auf Wunsch Rußlands wurden die deutschen Forderungen für die Gewährung der bereits an Oesterreich-Ungarn u. dergleichen erteilten Zölle (Vertragsartikel) formuliert. Darauf antwortete Rußland mit ganz ungenügenden Gegenvorschlägen, die im Wesentlichen nur die geringen Ermäßigungen in dem inzwischen von Rußland an Frankreich gewährten Minimaltarif enthielten. Aber nicht nur das, der russische Finanzminister ließ an der Hand der deutschen Forderungen einen neuen Maximaltarif ausarbeiten, der die bestehenden Zölle des schon unverändert hohen russischen Tarifs weiter mit Zuschlägen von 20 und 30 pCt. verjah, und es wurde gedroht, diesen die deutsche Zufuhr vollends absperrenden Tarif in Kraft zu setzen, wenn sich die deutsche Regierung den russischen Wünschen nicht füge.

Die deutsche Regierung hat, nach wie nach diesem zum mindesten höchst unfreundlichen Verhalten thun mußte, sich die Drohung nicht ruhig hin, sondern rühtete sich zu Gegenmaßregeln. Zwar wird in einer Erklärung des russischen Regierungsbotsen gesagt, die Anwendung des neuen Maximaltarifs sei nötig wegen der ungünstigen Behandlung, die russische Waren in westlichen Staaten — nämlich Deutschland — genössen, und sie bezwecke nur, das ökonomische Gleichgewicht im internationalen Handel wieder herzustellen. Dies ist indessen ganz und gar nicht richtig; denn einmal erhebt Rußland schon seit Jahren Differentialzölle zum Nachteil der deutschen Ausfuhr, was wir uns ruhig gefallen lassen, dann aber — und das ist die Hauptsache — haben wir uns als wir unsere Zölle für Vertragsstaaten ermäßigt unseren allgemeinen Tarif gegen Rußland. Das Gleichgewicht war schon hergestellt, und anderen Staaten auf Grund von Handelsverträgen Zölle gewährt. Statt sich damit zu begnügen, hat Rußland neuer Maximaltarif gewissermaßen als in Kraft gesetzt.

Damit ist der wirtschaftliche Krieg eröffnet. Angehören deutschen Wälder sind einig darin, Energie aufzuwenden und durchzuführen, was da die Ausfuhren in diesem Kampfe für günstig stehen und Rußland ansetzende zeitweilige Erschwerung und Absperrung sein nach die deutsche Ausfuhr nach Rußland übersteigenden Ausfuhr nach Deutschland, nach Roggen und Weizen, von seinem Grundrücken werden kann, daß wir wirtschaftlich von Rußland zu setzen und besonders sein Korn nicht entbehren können.

Wie in jedem Zollkrieg werden auch in wirtschaftlichen Interessen auf beiden Seiten zu. Namentlich in unseren östlichen Provinzen, deren Haupterzeugnisse sind vorübergehende Nachteile zu vermeiden. Aber diese werden, wie zu erwarten, laute Klagen hingenommen werden, in der Erkenntnis, daß sich unsere Regierung zur Durchführung des Zollkriegs geradezu verpflichtet hat und daß die Durchfuhrung ein wirtschaftlicher Friede und gedeihlicher Paß zu erlangen ist.

Elbingerode, den 1. August.

* In der „Berl. klin. Wochenschrift“ wird eine Krankengeschichte von Vergiftung durch Sühnerweiß mitgeteilt, die in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient. Es handelt sich dabei um eine Vergiftung von sechs Personen einer Familie durch Genuß einer Puddingsoße, die aus dem etwa acht Tage aufbewahrten Sühnerweiß, dessen Dotter anderweitig zur Verwendung gekommen waren, bereitet war. Schon bei dem Schlagen des Eiweiß zu Schaum war der etwas fabe Geruch und die trübe Farbe der sonst in einem reinen Eiweiß auf einem kühlen Orte aufbewahrt gewesenen Masse aufgefallen, die sich

außerdem durchaus nicht zu Schaum schlagen ließ. Durch Zutauß von dem Eiweiß einiger frischen Eier war es indes der sparlichen Hausfrau möglich auch die erste Portion noch zu der Sauce zur Verwendung zu bringen. Am dem Geschmack fand sich durchaus keine Veränderung, jedoch ließ die Speise mit Genuß verzehrt wurde. Erst etwa 15 Stunden später traten indes bei allen den Mitgliedern der Familie, die weniger oder mehr von der Sauce genossen hatten, heftige Vergiftungserscheinungen auf, die sich in lähmungsartiger Schwäche der gesamten Muskulatur des Körpers, beschleunigter Herzthätigkeit, starkem Uebelbefinden und so weiter kundgaben und erst nach energischer therapeutischer Einwirkung zum Schwanden kamen. Die Erscheinungen waren ganz ähnlich denen, die sich nach Arsen-, Blei- und Nichteisenergiftungen zeigen, die zweifellos allesamt auf einer fauligen Zersetzung von Eiweißstoffen beruhen. Für die Hausfrauen liegt in diesem Falle ein Fingerzeig, die Sparlichkeit nicht zu weit zu treiben und vor dem Gebrauch des zurückgestellten Eiweiß auf Farbe, Geruch und Dichtigkeit zu achten.

-c- (Eine Besteuerungsfrage.) Die Frage über die rechtliche Natur von Trinkgeldern in Bezug auf die Besteuerung ist nach den tatsächlichen Verhältnissen, unter welchen sie gezahlt und angenommen werden, zu beurteilen. Trinkgelber sind an und für sich allerdings freiwillig geleistete Geschenke, welche der Besteuerung nicht unterliegen. Insofern aber Kellner, Portiers in Gasthöfen und ähnliche Bedienstete nach den tatsächlich bestehenden Verhältnissen auf die Trinkgelber, welche ihnen von den Gästen u. s. w. herkömmlich gezahlt zu werden pflegen, als eine beständige Einkommensquelle neben dem verabreichten Lohn oder statt desselben angewiesen sind, ist die Anrechnung der Trinkgelber als steuerpflichtiges Einkommen nämlich als Verdienst der Gewerbebetriebe anzusehen.

-1- (Eine wichtige Entscheidung für Hausbesitzer und Mieter.) Das Reichsgericht hat kürzlich Urteil vom 1. Mai d. J. die früher von den Gerichten verschiedentlich beantwortete Frage, ob der Vermieter für rüchständige Mietsgegenstände gegenüber der Wohnungskompetenz (§ 715 Z. 3. P. D.) seines Schuldners ein Vorzugs- oder ein Zurückbehaltungsrecht habe, verneinend entschieden. Der Vermieter hat daher für den Mietszins auf die Kleinforderungen, Betten, das Haus- und Küchengerät, auf die persönliche Ausübung des Berufes, soweit sie dem Schuldner für sich, seine Familie und sein Gewerbe unentbehrlich sind, kein Zugriffsrecht.

Bericht

über die Sitzung der Ferien-Strassammer I. Gericht zu Halberstadt.

Julii 1893.

Schwerer Diebstahl im wiederholten Arbeiter Johannes Feutenst. 1. Jahr Gefängnis und Verlust auf 5 Jahre verurteilt, während August Heutenst. wegen Diebstahl mit 5 Monaten Gefängnis und verhängte Dorothea mit 1 Woche Gefängnis bestrafen, sowie bei drei freigesprochen wurden.

Der Martin Wiedezgczynski aus deren Diebstahl zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt.

Arbeitslohn von hier soll einen im letzten schweren Diebstahl mit Gefängnis wurde die Ehefrau des Marie geb. Dard aus Wiedezg.

Am 2. d. J. wurden die Arbeiter August Bachmann aus Queblinburg und Friedrich Bachmann beim Beamten den Prozeßmeister bestrafen, die gegen, schimpfte auf die Diebstahl und war mit Steinen laute die gegen Bachmann auf gegen Prozeßmeister auf einen Gesamtstrafe von 1 Jahr und 6 Monaten Gefängnis, auch wurde auf Einziehung des beschlagnahmten Gewehrs erkannt.

Wegen zweier im strafbaren Rückfalle verübter Diebstahl wurde der Knecht Hermann Kleinmeier aus Hornhausen zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt.

Wegen Nichterreichens einer Zeugin verlagte das Gericht die Verhandlung gegen den Lederfärber und Wäfler Ferdinand Gerde aus Wagsberg wegen Diebstahls und Unterschlagung, nahm die unehrerfame Zeugin in eine Selbststrafe von 50 Mark, an deren Stelle im Unvermögensfalle 10 Tage Haft treten sollen, legte ihr die Kosten des verurteilten Termins auf und beschloß ihre zwangsweise Vorführung zum nächsten Termine.

